



Berlin, den 15. Oktober 1898.

Rottenparade.

Neulich besuchte mich ein amerikanischer Journalist. Er wollte interviewen, über den Kaiser, die Fahrt gen Byzanz und Jerusalem, Bismarck, Onkel Echnodwig, Moritz Busch, Lucchini und andere Zeitgenossen, aber wir kamen bald in gemüthliches Plaudern. Der liebenswürdige und gescheite Mann, der als Jüngling aus Deutschland über das Wasser gewandert und drüben in einem Jahrzehnt fast völlig amerikanisirt worden war, hatte hier in der Kantstraße auch den alten Herrn Liebknecht besucht und war noch ganz sprachlos vor Staunen ob des empfangenen Eindrucks. „Das ist ja ein famosor Mann! So ruhig, gutmüthig und freundlich; und wie er wohnt! Sehr einfach, nach transatlantischen Begriffen eigentlich elend, aber Alles so sauber und ordentlich, ganz wie der Normaldeutsche in der Gartenlaube steht. Wenn er so mit innigem Behagen seine Siebenpfennigcigarre pafft, lächelnd von Frau und Kindern erzählt und bedächtig schildert, wie er hoffen könne, sein Junge, der Jurist, werde als Rechtsanwalt bald sein Auskommen finden, dann glaubt man, einem mittleren Beamten von korrekter Staatsstreue und guter Gesinnung gegenüberzusitzen. Ein paar harte, höchst ungerechte Worte über Bismarck, — mein Gott: er hat unter dem Sozialistengesetz genug gelitten und der Teufel mag, wenn die Wunden schmerzen, immer gerecht sein. Auch ein paar starke antikapitalistische Reden, wie man sie drüben in der besten Gesellschaft von Bryans Anhängern hört, ohne daß deshalb irgend einem Westentaschenastor auch nur die Wimper zuckt. Aber wenn ich bedenke, welche Vorstellung ich mir von einem solchen Umsturzmanne machte, nach den Schilderungen deutscher Blätter machen mußte! Und meine Bekannten, die

doch die Dinge in der Nähe sehen, waren von Entsetzen geschüttelt, als sie hörten, ich sei bei Liebknecht gewesen; sie thaten, als hätte ich mit dem leidenschaftigen Gottseibeiuns Skat oder Pöser gespielt. Kennen denn die Leute in Deutschland einander nicht? Ich finde mich in unserer lieben Heimath wirklich gar nicht mehr zurecht.“ Die Antwort mußte leider lauten: Nein, die Leute kennen einander hier nicht. Wir leben geistig noch immer in einem Ständestaat; und jeder Versuch, zwischen den geschiedenen Schichten eine schmale Brücke zu schlagen, die über die Klüfte hinwegführen und eine Verständigung ermöglichen könnte, wird unter Hohnlachen vereitelt. Nicht nur von der blinden Bourgeoisie, — o nein, auch von den Sozialdemokraten. Es ist so angenehm und bequem, zu glauben, daß der Vertreter eines anderen Klasseninteresses ein Schurke und Spitzbube ist; alle Parteiprogramme kämen in Unordnung und würden werthlos, wenn eines Tages dieser Glaube schwände. Wir wollen des Gegners Motive nicht kennen, seines Wesens, seines besonderen Temperamentes Ton nicht achten lernen. Wir führen, trotzdem mehr als je von christlichem Sinn und Christengefittung geredet wird, unsere politischen und wirthschaftlichen Kämpfe noch immer wie die Heiden, denen der anders Glaubende ein Barbar, ein häßlicher Schandfleck auf dem lichten Gewande der Volkheit schien. Die ehrenwerthen Bewohner des schweizerischen Dorfes Zimmerwald verboten sich im Jahre 1803, daß „niederträchtige Personen“ sie mit dem Namen „Patrioten“ bezeichneten, der in den Urkantonen damals für die Bekenner der „großen Grundsätze von 1789“ erfunden worden war; die Zimmerwalder erklärten im bernischen Amtsblatt: „Wir dürfen uns schmeicheln, daß wir vor, während und nach der Revolution uns keine Thaten haben zu Schulden kommen lassen, die diesen Namen verdienen, sondern uns stets als rechtschaffene Menschen und biedere Schweizer betragen haben. Wir nennen Diejenigen, so sich erlauben, uns Patrioten zu heißen, so lange schamlose Ehrendiebe, bis Selbige uns eine That nachweisen können, die einen solchen Schandnamen verdient.“ Auch diese liebliche Sitte, irgend ein dem ausländischen Sprachbereich entstammendes Wort seines Sinnes zu entkleiden und es als Makel dem Gegner anzuhängen, hat sich bis heute erhalten. Wie sollten die Parteien und ihre Wortführer in der Presse wirthschaften, wenn ihnen über Nacht plötzlich die geliebte Terminologie geraubt würde und sie nicht mehr von Agrariern, Konservativen, Ultramontanen, Liberalen und Sozialdemokraten reden dürften? Die alberne Gemeinheit unserer politischen Gassenkämpfe wäre ohne solche Schlagwörter, ohne den Wahn,

daß der die Welt anders Anschauende ein Wicht ist, undenkbar; jeden Einzelnen stärkt der Glaube, daß er allein der auserwählte Träger des Gemeinwohles ist, daß er für das Heil des ganzen Volkes, für die Kraft und Zukunft der Nation Bülle, Kartelle, Schul- und Arbeiterschutzgesetze fordert, während den Gegner nur schnöder Eigennutz zu freilem Thun treibt. Solches Gebahren ist kindisch, aber: Nous avons tous passé par là, sagte lächelnd der kluge Weltmann Auber, als ein Schüler in der Singstunde seufzte, ihn habe das Liebchen, das arge, vorgestern mit einem reichen Schlagkopf betrogen. . . Es sieht einstweilen auch nicht danach aus, als wollte es in Deutschland bald besser werden; im Norden besonders, der auf dem Wege zur nationalen Einheit die Führung übernahm, scheint für die soziale Einheit, die erst im Zustande politischer Reife möglich wird, vorläufig noch nichts zu hoffen: immer schroffer schließen die Kasten und Klassen sich von einander ab, der Gutsbesitzer weiß von dem Leben des Kaufmanns, der städtische Händler von der Noth der Landwirths und Tagelöhner nicht mehr als von der Volkssitte der Tagalen, der Richter staunt, wenn ein Zufall ihn in die Berufssphäre des Anwaltes hineinschleusen läßt, und das Streben, den Widersacher zu verkennen, wächst beständig. So wird in nutzlosen, thörichten Kämpfen die beste Kraft der Nation schmählich verthan, — in Kämpfen, deren Hitze in der Stunde gemildert wäre, wo die Streiter einander erkannt und als Brüder begrüßt hätten. So gleicht unser politisches Leben dem leeren Gelärm einer in ihrem Mechanismus gestörten Maschine, deren einzelne Theile, statt zu gemeinsamer Leistung zusammenzuwirken, gegen einander arbeiten. Ist's da ein Wunder, wenn alle frohe Schaffenslust mählich stockt, das Streben nach Bethätigung in einen engen Interessenkreis gebannt bleibt, der Proletarier dem Bourgeois nicht traut, der Fabrikant den Arbeiter mit Entrechtung und Flintenkugeln schrecken möchte und der höchste Vertreter der Volkheit, an dessen Ohr nur der Jammerruf der in ihrem heiligsten Profitrecht gefährdeten Kapitalisten dringt, in einer mehr als zwei Millionen erwachsener Männer umfassenden Partei eine Rotte ehrloser Menschen sieht, die nicht werth sind, den deutschen Namen zu tragen, und deren Versuch, mit geseglich bisher nicht verpönten Waffen ihrer Klasse günstigere Daseinsbedingungen zu erkämpfen, durch die Bedrohung mit Zuchthausstrafen gehemmt werden muß?

Ob aus solchen und ähnlichen Gesprächsbruchstücken ein brauchbares Interview geworden ist, weiß ich nicht. Der junge Herr aus Amerika wollte nach Stuttgart fahren, um auf dem Parteitag der deutschen Sozial-

demokratie die Reden zu hören und die Redner zu sehen. Er ist nicht Sozialist, nicht einmal einer von der sittsam sanften Art, die in nationalökonomischen und theologischen Seminaren heutzutage gezüchtet wird, sondern ein politisch Gleichgültiger, ein Globetrotter, der noch kein Kapital hat, die Gelegenheit, es zu häufen, vielleicht aber bald erweiteren kann. In Stuttgart wird er noch mehr gestaunt haben als in Charlottenburg beim alten Liebkecht. Den munteren Grillenberger, der mit dem guten, schalkhaften Blick seiner blauen Augen die Genossen so oft zum Lachen brachte, mit trockenem, derbem Wig die Parteitage wärzte und mit kluger, ganz unbayerisch nüchternen Mäßigung vor thörichten Abenteuern warnte, hat er nicht mehr getroffen. Aber er konnte hören, wie Herr von Vollmar, der schmunzelnde Riese, der, noch ehe der gögginger Wunderthäter Hessing ihn von den lästigen Folgen der im Kriege gegen Frankreich empfangenen Wunde geheilt hatte, im Reichstagsfoyer selbst mit dem grimmen Herrn Bronsart von Schellendorff auf angenehmem Verkehrsfuß stand, jede Gemeinschaft mit den pariser Communards abwehrte, das jugendlich sprudelnde Pathos und das doktrinaire Selbstbewußtsein der russischen Jüdin Rosa Luxemburg verhöhnte und sogar seinem Freunde Bruno Schoenlank, als dieser glänzend begabte, im Stil an Rocheforts beste Laternentage erinnernde Journalist ein Bißchen zu heigig wurde, den Spott nicht ersparte. Auch die Herren Ignaz Auer, den Generalstabschef, und Karl Kautsky, den düsteren Großinquisitor der Partei, in deren Gestalten Praxis und Theorie der deutschen Marxisten verkörpert sind, konnte er sehen und hören, den leidenschaftlichen Lusthieben der streitbaren Frau Klara Zetkin zuschauen und sich, je nach Lust und Laune, an dem schwarzen Sadduzäerhaupt des prähibirenden und repräsentirenden Herrn Singer oder an dem blonden Apostelkopf des Herrn Heine erfreuen, der, Arm im Arm mit Herrn Herman Bahr, früher für den Naturalismus focht und von den strenggläubigen Sektengenossen jetzt eines unklaren Possibilismus bezichtigt wird, seit er ihnen den seltsamen Rath gab, sie sollten im Reichstags Kanonen bewilligen, um dafür neue Volksrechte einzutauschen. Dem fast schon weißen Bebel und dem noch rabenschwarzen Fischer konnte er lauschen, die unverbrauchte, alle Gegensätze mit Poetenzuversicht verjöhnende Dialektik des Herrn Liebkecht bewundern und staunend erkennen, daß nach den scheinbar härtesten Streichen den Nacken doch kein Tröpflein rothen Blutes aus der Hüftung quoll. Wenn er die stuttgarter Woche bis ans Ende erlebt, vielleicht gar mit ein paar Rottensführern beim Schwabenschoppen gefessen hat, wird

er die Frage mit über das Meer genommen haben: Und diese zum größten Theil sicher Kreuzbraven Männer, denen jeder Kundige anmerkt, daß sie maßvoll korrekte Bürger und gute Familienväter sind, sollen dem Deutschen Reich den Untergang sinnen? Von diesen ruhig und sachlich debattirenden Leuten, die jeden Gedanken an gewaltames Vorwärtsdrängen empört, wie eine beelzebubisch lockende Einflüsterung, zurückweisen, soll der ruchlose Umsturz der bestehenden Rechtsordnung zu fürchten sein?

... Noch ist der stenographische Bericht über den stuttgarter Parteitag nicht erschienen und es ist für Jeden, der den Verhandlungen nicht zugehört hat, einstweilen deshalb unmöglich, die Einzelheiten der Erörterungen genau zu übersehen, die sich an die Fragen der Handelspolitik, des Bergarbeiter-schutzes, der Taktik und des Koalitionsrechtes knüpfen. Im Ganzen wird der ruhige Beobachter, der Wesen und Werth einer großen Massenbewegung ohne Vorurtheil wägt, aber sagen dürfen: Es ging durchaus würdig zu; tüchtige, auf ihrem Sondergebiet erfahrene Leute, unter denen nur eine kleine Schaar einflußloser Fanatiker sichtbar war, beriethen in Ruhe ihre Angelegenheiten, das Phrasengeklapper fand keinen Widerhall und sogar in der kritischen Stunde, wo auf die jeden treuen Mann betäubende oeynhäuser Rede des Kaisers die deutliche Antwort zu geben war, blieb der dem Gegenstand angemessene Ernst und die anständige Tonart gewahrt. Kein Vernünftiger kann, auch wenn er hofft, diese unheilvolle Rede werde noch nicht das Ende des schönen Traumes von der sozialen Monarchie bezeichnen, den Vertretern der Industriearbeiter grollen, weil sie sich erbittert gegen den Plan auflehnen, jeden Versuch, im Lohnkampf gegen das koalierte Kapital die Besitzlosen zu sammeln, als eine ehrlose, im Zuchthaus zu büßende Handlung zu brandmarken. Herr Richard Fischer, der durch bedenkliche Manöver um sein Mandat gebrachte frühere Vertreter des zweiten berliner Reichstagswahlkreises, schilderte die als Folge der oeynhäuser Rede von seiner Partei erhoffte Wirkung vielleicht etwas leidenschaftlicher, als es unbedingt nöthig war. Das ist Sache des Temperamentes; und wir brauchten nicht erst in Stuttgart zu hören, daß die Sozialdemokratie der nationalen Monarchie feindsällig gesinnt ist. Diese Gesinnung kann nur durch die von keinem agitatorischen Wühlen zu beseitigende Gewißheit enturzelt werden, daß Herrscher und Regierungen weit von dem unseligen Wahn entfernt sind, es sei ihre Aufgabe, eine Schutz- und Trutzorganisation für die Kapitalisten zu schaffen und den in unseren Tagen differenzirter Arbeit und freien Persönlichkeitsrechtes begründeten Anspruch des Proletariates mit der Macht, die zum allergrößten Theil aus der

Leistung dieses Proletariates stammt, zurückzuweisen und niederzuzwingen. Henry George hat einmal gesagt: „Höllische Wacht in 'die Hantoe hungriger, durch die Armuth erniedrigter und verthierter Leute legen, heißt, den Füchsen Feuerbrände an die Schwänze binden und sie unter das wallende Korn laufen lassen, heißt, einem Simson die Augen ausstechen und seine Arme um die Pfeiler des nationalen Lebens legen.“ Wenn wir nüchternen Sinnes das dreißigjährige Ergebniß des gefährlichen Experimentes betrachten und erkennen, wie gewaltig gerade in der Zeit der sozialistischen Bewegung die deutsche Industrie gewachsen, wie selten die Ordnung ernstlich gestört worden und wie schnell mit Stumpf und Stiel der böse Narrenglaube geschwunden ist, durch Putsche, Attentate und ähnlichen Unfug der Arbeiterklasse helfen zu können, dann müssen wir einräumen, daß die Sozialdemokratie doch auch Gutes gewirkt hat. Nicht nur im Sinn Bismarcks, der sagte: „Die Sozialdemokratie ist, so wie sie ist, doch immer ein erhebliches Zeichen, ein Menetekel für die besitzenden Klassen, dafür, daß nicht Alles so ist, wie es sein sollte, daß die Hand zum Bessern angelegt werden muß. Wenn es keine Sozialdemokratie gäbe und wenn nicht viele Leute sich vor ihr fürchteten, würden die mäßigen Fortschritte, die wir überhaupt in der Sozialreform bisher gemacht haben, auch noch nicht existiren; und insofern ist die Furcht vor der Sozialdemokratie in Bezug auf Den, der sonst kein Herz für seine armen Mitbürger hat, ein ganz nützliches Element.“ Der große Antisozialist dachte, da er so sprach, wohl an das von der Geschichte auf jedem Blatt bestätigte Wort des Aristoteles, daß „die ehr- und habgüchtigen Bestrebungen der Reichen den Staat eher zu Grunde richten als die des Volkes.“ Aber auch nach einer anderen Richtung hat die marxische Heilslehre wohlthätig auf den Volkskörper gewirkt. Sie gab dem modernen Industriearbeiter einen lohnenden, im Ungemach des Alltages tröstenden Lebensinhalt, gab ihm das stolze Gefühl, zu einer großen Gemeinschaft zu gehören und, den Genossen vereint, für hellere Tage, die vielleicht erst späten Enkeln dämmern werden, zu kämpfen; sie stärkte seinen Muth und stärkte seine Kraft, so daß er mehr und Besseres leisten konnte als der stumm und stumpf dahinbrütende Landarbeiter, dessen Bewußtsein die neue Sonne bisher nicht erleuchtet hat. Unser deutschester Dichter hat gesagt: wenn der Mensch gar nichts sein Eigen nenne, werde er morden und brennen. Dem Deutschen Reich blieb Mord und Brand erspart; mitunter kommt wohl eine Ausschreitung, eine vereinzelte Gewaltthatigkeit vor, im Ganzen aber muß Jeder zu-

geben, daß die Massen, in der Kaserne wie in der Fabrik, ihre Pflicht pünktlich erfüllen und daß, trotz dem unermüdlichen Umsturzgeschrei, der Bürgerfriede nicht gefährdet ist. Sollen solche Warnnehmungen uns zu dem Wagestück reizen, den Massen die ihnen seit manchem Jahrzehnt gewährten politischen und wirtschaftlichen Rechte zu entreißen, oder sollen sie uns den Weg weisen, auf dem diese Massen zu einer dem Gemeinwohl nützlichen Anwendung ihrer Macht erzogen werden können? . . . Von der Antwort, die dieser Frage gefunden wird, ist die ruhige und kraftvolle Entwicklung unseres nationalen Lebens abhängig; deshalb sollte die Bourgeoisie sich nicht mit hämischen Glossen über die sozialdemokratischen Parteitage abspeisen lassen, sondern sehr ernsthaft prüfen, was die Vertreter der an Stimmenzahl stärksten Partei den noch im Besitzrecht Wohnenden zu sagen haben.

Im März 1890 schrieb Albert Schaeffle: „Der Sozialdemokratismus ist gemeingefährlich, weil er, wissenschaftlich unhaltbar und praktisch undurchführbar, lediglich die radikalste Negation alles Bestehenden und der Grundgesetze geschichtlichen Werdens darstellt und dennoch mit jenem Fanatismus der Sekte, der jeder Widerlegung ausweicht, als Volksaberglaube sich ausbreitet und das Proletariat für den radikalen Umsturz gewinnt, sammelt und organisiert. Allerdings wird es ihm nie gelingen, Alles umzuwerfen, was er nach seiner Kritik und Theorie sofort und vollständig umstürzen müßte. Er vermag dennoch durch zeitweiligen Sieg in den großen Städten ungeheure Verwüstung anzurichten, die Massen für lange zu verbittern, den Staat nach innen und außen in Verwirrung zu stürzen, dem auswärtigen Feinde bewußt oder unbewußt Hilfe zu leisten, die schädlichste Klassenverheerung für lange Zeit in die nationale Industrie zu tragen, die allgemeine und persönliche Sicherheit und Freiheit durch seine Agitation zu gefährden, die Person des Staatsoberhauptes auch ohne Attentatsneigungen der Führer zu bedrohen und die anderen Parteien durch Terrorismus einzuschüchtern.“ Trotz solcher Erkenntnis war und blieb Schaeffle ein entschiedener Gegner jeder Bedrückung oder Entrechtung; nur eine ernste, nicht mit Phrasen und weißer Salbe wirtschaftende Sozialreform könne, so meinte er, in Verbindung mit einer klug vorausblickenden Verfassungspolitik den erkrankten Organismus allmählich heilen. Seitdem sind fast neun Jahre vergangen und die Gefahren, die er fürchtete, scheinen dem klaren Blick nicht mehr bedrohlich. In Stuttgart sagte Bollmar, ganz im Sinn des dogmatischen Marxismus: „Wenn die Entwicklung nicht mit innerer Nothwendigkeit vorwärts geht, können wir uns mit unserer Agitation begraben

lassen.“ Mehrere Delegirte mahnten, man solle nicht mit der Verheißung künftiger Gesellschaftsherrlichkeit den Leuten früh und spät den Mund wässrig machen. Jeder Versuch, die Tonart aus der Zeit des Puttschismus anzuschlagen, wurde mit dem höhnischen Ruf abgewehrt, solche Reden gehörten höchstens in eine Volksversammlung. Der alte Liebknecht wurde stürmisch beklatscht, als er sagte, kein wacher, erwachsener Sozialdemokrat werde je auf den Gedanken kommen, durch die Ermordung eines Mächtigen seiner Klasse nützen zu können, und nur Jeremias Bebel jammerte wieder einmal über die trostlose „Versumpfung“ der Partei; aber auch er denkt nicht an eine gewaltsame Auflehnung gegen die herrschenden Klassen und es ist schwer, zu erkennen, was ihm eigentlich gar so sehr die Galle reizt. Diese Gesammtstimmung war nicht zum ersten Male sichtbar. Selbst Bebel ward schon auf dem breslauer Parteitage als ein lauer Laodiceer mit harten Worten gezüchtigt und mußte aus dem beredten Munde der Frau Zeitin den Ruf vernehmen: „Die Sozialdemokratie geht nicht nach Soienasß“ (dem Wohnsitz Bollmars)! Ob sie seitdem nicht doch dorthin gegangen ist? In Breslau wurde noch spöttisch gelacht, als Schoenlank rieth, nach den veränderten politischen und wirthschaftlichen Umständen auch die Taktik zu ändern; in Stuttgart wurde die Richtigkeit dieses Standpunktes nicht mehr ernstlich bestritten. Wenn Schaeffle, der ja in der schwäbischen Hauptstadt, seiner Heimath, lebt, den Debatten gelauscht haben sollte, wird er gewiß den Worten zustimmen, die Professor Heinrich Hertner hier vor vier Jahren sprach: „Mit welchem Recht gegen eine Partei, in der die umstürzlerischen Neigungen so offenbar auf dem Aussterbeetat stehen, mit der Parole ‚Bekämpfung des Umsturzes‘ zu Felde gezogen werden kann: Das bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung.“ Er wird bei dem aus reicher Erfahrung gewonnenen Wunsch beharren, daß beide Klassen, Kapitalisten und Proletarier, sich in Ruhe und von staatlichen Eingriffen ungestört ihre großen Organisationen schaffen und ausbauen können, daß, ganz besonders im Interesse der sozialen Monarchie, der Grundsatz *de nobis ne sine nobis* auch für die Aermsten anerkannt wird, die keinen anderen Besitz als ihre Arbeitskraft haben, und er wird sicher sein, daß auch ohne hauende Säbel und schießende Flinten, ohne aufrüttelnde Reden und Zuchthausdrohung der politische und wirthschaftliche Friede im Deutschen Reich erhalten werden kann.

Freilich: der fast siebenzigjährige Meister der Rationalökonomie wird gemerkt haben, was dem flüchtigen Blick des new-yorker Journalisten wohl entging. Es giebt wirklich eine sozialdemokratische Krisis; und dieses instinctive

Gefühl mag dem grämlichen Herrn Bebel das Behagen an dem Wachsen des Stimmzettelhaufens vergällen. Der Glaube an die für das Proletariat allheilende, allersöhnende Kraft der Entwicklung wankt. Es hat sich gezeigt, daß Marxens Hoffnung auf einen nahen Zusammenbruch der bürgerlichen Gesellschaft, auf einen Zustand, wo es nur noch nötig sein würde, ein paar Expropriateure zu expropriieren, um, nach einer kurzen Episode proletarischer Diktatur, die Menschheit zu befreien, trügerisch war. Die Macht und Geschmeidigkeit des Kapitalismus wurde unterschätzt; leuchtenden Blickes wurden Katastrophen geweissagt, von denen heute noch nicht einmal das erste Symptom zu erspähen ist. Jetzt weiß jeder erfahrene Genosse, daß er einstweilen noch nicht „die Produktion zu lernen“ braucht und daß Bebels Prophezeiung, das Jahrhundertende werde den großen Kladderadatsch bringen, in der Tat eine wirkung war. Der Hülfslose Traum ist in den vorderen Reihen der Rotte ausgeträumt... Was nun? Mit Gewalt, darüber sind Alle einig, ist nichts zu erreichen; schon vor drei Jahren hat Engels erklärt, die Zeit der von „kleinen, bewußten Minoritäten an der Spitze bewußtloser Massen durchgeführten Revolutionen“ sei für immer vorbei. Und von der Entwicklung, die den Sieg des Proletariates noch in diesem Säkulum sichern sollte und auf die der ganze taktische Plan der Partei gegründet war, ist vorläufig auch nichts zu hoffen. Die Führer sind eigentlich also in der Lage, sagen zu müssen: Wir thun nichts, benutzen nur die gesetzlich erlaubten Mittel und warten auf die Entwicklung; aber wir wissen auch, daß diese Entwicklung uns in absehbarer Zeit dem Ziel nicht näher bringen wird. Das ist die Krisis, ist die unklare Situation, die Herrn Bebel immer wieder über die Versumpfung des Parteilebens greinen und zetern läßt. Bei den Nottenparaden wird davon noch nicht offen gesprochen. In Stuttgart wurde aber schon, ohne daß sich Widerspruch regte, gesagt, es wäre für das Proletariat das Allerschlimmste, wenn ihm plötzlich die politische Herrschaft zufiele, für die es noch lange nicht reif sei. Und der Antrag, die Partei solle den ihr nach dem Gewohnheitsrecht gebührenden Platz im Reichstagspräsidium einnehmen, wurde rundweg abgelehnt. Nach den Stimmzetteltriumphen der letzten Jahre hat sich ein starkes Ruhebedürfnis eingestellt. Die kleine Alltagsarbeit wird emsig besorgt, wichtige Entscheidungen werden weislich vermieden. Wenn nicht wieder neue saarabische Dummheiten gemacht werden, wird die rotte Rotte bis zum Eintritt des Industriekrachs den Profitfrieden nicht stören.



Kant und der Zar.

Betrachtsame Zuschauer des kunterbunten Weltgetriebes schmelzen augenblicklich im Vollgenuß einer dramatisch zugespitzten Szene jener gewaltigen Tragikomödie, die sich Menschheitsgeschichte betitelt. Hätten die Götter im Olymp mit ihrer Existenz nicht zugleich auch ihr homerisches Lachen eingebüßt, so müßten sie als literarische Feinschmecker über den augenblicklichen Szenenwechsel im Weltenschauspiel in hellen Jubel ausbrechen. Der Anblick ist einzig in seiner Art: der Zar aller Reußen huldigt an der Wende unseres Jahrhunderts dem philosophischen Zaren des achtzehnten; Nikolaus II. beugt sich — vielleicht, ohne es zu wissen und zu wollen — vor dem Genius Immanuel's Kant, dessen philosophischer Entwurf „Zum ewigen Frieden“ 1795 erschienen ist. „Die Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens“, die Kant im Vorwort zu dieser Schrift einen „süßen Traum“ nannte, „der wohl gar nur den Philosophen gelte“, verwandelt sich im Vorwort der Kundgebung des russischen Zaren schon in „ein Ideal, auf das die Bemühungen aller Regierungen gerichtet sein müßten“. Der bleibende Völkerriede, vor wenigen Wochen noch als chiliastischer Traum belächelt, als Ausgeburt hysterisch-weiblicher Phantastik und molluskenhaft zerflossener Sentimentalität bespöttelt, hat durch die Kundgebung des Zaren eine völlig neue Physiognomie erhalten. Daß die vom Zaren gewünschte internationale Berathung, die zur Herstellung eines dauernden Friedens die wirksamsten Mittel suchen soll, nicht nur zu Stande kommt, sondern ein imposantes Aussehen gewinnen wird, ist nicht zweifelhaft. Strebt Nikolaus II., wie jeder gewaltige Machthaber, Unsterblichkeit an, so wird er gewiß nicht jener Unsterblichkeit der Lächerlichkeit anheimfallen wollen, der er unrettbar preisgegeben wäre, wenn die mit solcher Feierlichkeit einberufene Konferenz das Resultat des hornberger Schießens hätte. Der zweitausendjährige Traum der Philosophen, den diese mit der ihnen eigenen unbeirrten Beharrlichkeit, von den Stoikern bis auf Kant, ohne Unterlaß fortgeträumt haben, scheint sich endlich erfüllen zu sollen. Der König auf dem Thron reicht über das ablaufende Jahrhundert hinweg dem König auf dem Katheder die Bruderhand. Der Zar will jetzt dem Gedanken, der bei Kant vor einem Jahrhundert noch flüchtiger Lusthauch, ein seelisches Schemen, ein schattenhaftes Wunschwesen war, körperhafte Wirklichkeit leihen. Der Zar möchte vollbringen, was Kant als Postulat seines gereiften sozialphilosophischen Denkens gefordert hat. Gelingt der große Wurf, wie alle Redlichen, materiell nicht Interessirten, an keiner Waffenfabrik Betheiligten sehnächtig erhoffen, ganz und ohne Rückhalt, dann dürfte es den Fürsten endlich gelingen, die Geschicke der Völker so zu lenken, wie sie Kant vor einem Jahrhundert zu denken gelehrt hat.

Damit soll das geistige Eigenthum des Zaren nicht etwa angefochten werden. Nichts liegt mir fernner, als den Zaren Nikolaus eines Plagiates an Kant zeihen zu wollen. Ich lebe vielmehr der Ueberzeugung, daß der Zar weder die erste Auflage von Kants Schrift „Zum ewigen Frieden“ (1795), noch die zweite Auflage nebst Zusätzen (1796), noch endlich das zum Jubiläum der kantischen Schrift von mir herausgegebene Büchlein „Das Ideal des ewigen Friedens und die soziale Frage“ (Berlin, Reimer, 1896) zu Gesicht bekommen hat.

Wäre ich klassischer Philologe und wäre das Manifest des Zaren nicht am achtundzwanzigsten August 1898 im russischen „Regierungsbote“ erschienen, sondern etwa vom Herrn Flinders Petrie in Fajjum als Palimpsest aus vorchristlicher Zeit aufgeschürft und mühselig entziffert worden, so wäre ich allerdings versucht, ein Abhängigkeitsverhältniß zwischen der Schrift Kants und dem Manifest des Zaren herauszubuchstabiren. Beiden erscheint der „ewige Friede“ als Ideal. Der Zar nennt ihn im ersten Satz seines Manifestes ein Ideal, das sich der „gegenwärtigen Lage der ganzen Welt darstellt“, Kant nennt ihn am Schluß der zweiten Auflage seiner Schrift „keine leere Idee, sondern eine Aufgabe, die, nach und nach aufgelöst, ihrem Ziele beständig näher kommt.“ „Es soll kein Krieg sein“, „weil der Krieg mehr böse Leute macht, als er wegnimmt“, heißt bei Kant: dieser Zustand ist das Ideal, das nur erstrebt, nie ganz erreicht wird. Die Analogie zwischen dem Manifest des Zaren und der Schrift Kants ist aber noch eine weit greifbarere. Der ökonomische Hintergrund, den die Marxisten in allen Offenbarungen der Geschichte wittern, ist nämlich dem Zaren und Kant ganz und gar gemeinsam. Neben Recht und Gerechtigkeit treten in beiden Kundgebungen die wirthschaftlichen Interessen mit merkwürdig übereinstimmender Schärfe in den Vordergrund. Kant steht, wie der Zar, durchaus auf dem Boden der Geschichte. Nicht von Morallehren und salbungsvollen Philosophemen, sondern von der eisernen Gewalt der geschichtlichen Thatfachen verspricht er sich eine allmähliche Annäherung an das Ideal des ewigen Friedens. Die Handelsinteressen, die wachsende Kostspieligkeit der Kriege, der wirthschaftliche und intellektuelle Fortschritt des Menschengeschlechtes: Das sind die Motive, die Kant bewegen. Keins dieser Motive fehlt im Manifest des Zaren; keins ist darin enthalten, das nicht reicher und mannichfacher, wenn auch sprachlich weniger glücklich gemünzt, in Kants Schrift prälabirend vorweggenommen wäre. Zum Beweis der Uebereinstimmung des Zaren mit den Gedanken Kants seien hier die bezeichnendsten Wendungen neben einander gestellt:

Kant.

Zar Nikolaus II.

Es ist der Handelsgeist, der mit dem Kriege nicht zusammen bestehen	Les charges financières, suivant une marche ascendante, attei-
---	--

kann und der früher oder später sich jedes Volkes bemächtigt. Weil nämlich . . . die Geldmacht wohl die zuverlässigste sein möchte, so sehen sich Staaten gedrungen, den edlen Frieden zu befördern und, wo auch immer in der Welt Krieg auszubrechen droht, ihn durch Vermittelungen abzuwehren, gleich als ob sie deshalb in beständigen Bündnissen ständen; denn große Vereinigungen zum Kriege können, der Natur der Sache nach, sich nur höchst selten zutragen und noch seltener glücken.

gnent la prospérité publique dans sa source. Les forces intellectuelles et physiques des peuples, le travail et le capital, sont en majeure partie détournées de leur application naturelle et consommées improductivement. La culture nationale, le progrès économique et la production des richesses se trouvent paralysés ou faussés dans leur développement . . . Les crises économiques, dues en grande partie au régime des armements à outrance et au danger continuél qui git dans cet amoncellement du matériel de guerre, transforment la paix armée de nos jours en fardeau écrasant, que les peuples ont de plus en plus de la peine à porter . . . Mettre un terme à ces armements incessants et rechercher les moyens de prévenir à des calamités qui menacent le monde entier, tel est le devoir suprême qui s'impose aujourd'hui à tous les États.

Uebersetzt man die Sprache Kants in die der heutigen Diplomatie, so wird nicht nur der Philologe, sondern mehr noch der Psychologe konstatiren müssen, daß hier zwei einander deckende Begriffspaare vorliegen. Gewiß: Nikolaus II. will kein Philosoph auf dem Throne sein; aber vielleicht beherzigt der Zar mindestens doch die goldenen Worte seines philosophischen Vorbildes Kant: „Daß Könige philosophiren oder Philosophen Könige würden, ist nicht zu erwarten, aber auch nicht zu wünschen, weil der Besitz der Gewalt das freie Urtheil der Vernunft unvermeidlich verdirbt. Daß aber Könige oder königliche Völker die Klasse der Philosophen nicht schwinden oder verstummen, sondern öffentlich sprechen lassen, ist Beiden zur Beleuchtung ihres Geschäftes unentbehrlich.“ In der zweiten Ausgabe der Schrift „Zum ewigen Frieden“ fügt Kant in schelmischer Anwandlung noch einen geheimen Artikel hinzu; und dieser einzige Artikel lautet: „Die Maximen der Philosophen über die Bedingungen der Möglichkeit des öffentlichen Friedens sollen von den zum Kriege gerüsteten Staaten zu Rathe gezogen werden.“

Die Sprache der Philosophen aller Zeiten aber läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Aristoteles und nach ihm die Epikuräer kündigen bereits der Menschheit einen geradlinigen Fortschritt vom barbarisch-rohen Kriegszustand der Urzeit zu immer friedlicheren Formen sozialen Zusammenlebens und höherer Befittung an. Der cynisch-stoische Kosmopolitismus, der eine bewußte Zurückbiegung in den hypostasirten Naturzustand der Menschheit fordert, die aufsteigende Richtung der Staatsromane, die sich vielfach in eine dithyrambische Schilderung eines künftigen Friedensidylls zuspitzen, die Begründung des ersten Weltreiches durch Alexander den Großen, die der staunenden Menschheit die Perspektive eröffnet, wie bisher in ständigem Kriegszustande befindliche Staaten vor einander Ruhe haben könnten, sobald sie sich nur zu einem Weltreich verbänden: das Alles zusammengenommen läßt jenen großen Gedanken eines ewigen Friedens heranreifen, der später in der Lehre Jesu seinen glücklichen Ausdruck gefunden hat. Das „Weltreich“ Alexanders war wohl der entscheidende Anstoß zur Erfassung des kosmopolitischen Gedankens eines „Weltfriedens“. Wenigstens waren die Stoiker, deren Philosophie dem „Weltreich“ Alexanders zeitlich unmittelbar nachfolgte, die Ersten, die mit Hilfe ihrer Logos-Lehre einen das Weltganze durchbringenden Fortschritt gekündet und die Vereinigung der gesammten Menschheit zu einem einzigen „Weltstaat“ gefordert haben, „dem keine anderen Staaten gegenüberstehen, weil alle Grenzen der Völker in einer allgemeinen Brüderlichkeit aller Menschen sich aufheben“. Dieses stoische Ideal des „ewigen Friedens“ zu künden und in lebhaften Farben auszumalen, haben sich besonders Philo von Alexandria und die späteren cynisch-stoischen Diatriben angelegen sein lassen.*)

Der universellste unter den lebenden Philosophen, Herbert Spencer, giebt dem Problem die an Kant erinnernde Fassung, daß der industrielle Typus der Gegenwart daran ist, die Allmacht des kriegerischen Typus zu brechen.

Daß übrigens der ewige Friede jemals erreicht würde, hat selbst Kant, wie ich gegen Staubingers Einwürfe aufrecht halte,**) nie und nirgends behauptet. Heißt es doch vielmehr in seiner „Rechtslehre“ ausdrücklich, der ewige Friede sei eine „unausführbare Idee“. Und wenn er trotzdem den ewigen Frieden als Ideal der Menschheit preist, so muß man sich eben gegenwärtig halten, was Kant im letzten Theil seiner „Kritik der reinen Vernunft“

*) Die weiteren Schicksale des Friedens-Ideals habe ich in der schon genannten Schrift geschichtlich verfolgt und in meiner „Sozialphilosophie“ — Die soziale Frage im Lichte der Philosophie, Stuttgart, Ente, 1897 — dargestellt.

***) F. Staubinger, Immanuel Kants Traktat: Zum ewigen Frieden, Kantstudien, Bd. I, 306. Kant verlangt nur, man solle es sich zur Pflicht machen, auf diesen (nicht nur himmlischen) Zweck „hinzuwirken“.

und in seiner „Kritik der praktischen Vernunft“ unter einem Ideal der reinen Vernunft oder einem Postulat der praktischen Vernunft versteht. Ideale werden eben überhaupt nicht erreicht, sondern immer nur erstrebt; sie bezeichnen nicht so sehr die letzten Ziele, die verwirklicht werden sollen, als vielmehr die einzuschlagenden Richtungen, die jenem Ziel entgegenzuführen, ohne es je zu erreichen. Diese Endlosigkeit der Richtung ist aber kein Unfugen für die Menschheit, weil das Einschlagen des Weges an sich schon Selbstzweck ist.

Täuschen wir uns also darüber nicht: der ewige Friede ist auch nach Kant nicht realisierbar. Er ist der Menschheit vielmehr nur Leitstern. Was dem Wanderer in der Wüste der Stand der Sonne, dem in tiefer Nacht im Waldesdunkel Dahinziehenden die blinkende Mondscheibe, dem auf unbegrenzt scheinender Wasserfläche dahinschwebenden Fahrzeug der Kompaß: Das ist der in unendlicher sozialer Entwicklung befindlichen Menschheit der ewige Friede. Wie Sonne und Mond orientirt er uns über den einzuschlagenden Weg; er selbst aber ist, eben so wie Sonne und Mond, für uns unerreichbar. Und vielleicht würden wir die hohe soziale Temperatur eines ewigen Friedens psychisch eben so wenig vertragen und verwinden können wie physisch die Temperaturen von Sonne und Mond. Also nicht mit dem letzten Ziel des ewigen Friedens, sondern nur mit den Mitteln zu seiner Anstrebung haben wir es bei Kant, richtig verstanden, zu thun. Diese Mittel nun können zweierlei sein; negative, gewisse Handlungen verbietende, und positive, gewisse andere Handlungen fordernde. Die einen faßt Kant als Präliminartitel, die anderen als Definitivartikel zusammen. Und da er dem ganzen Traktat vom ewigen Frieden die Form eines Vertrages gegeben hat, so fügt er mit boshafter Ironie noch *„einige Präliminartitel“* hinzu, die *„die Abgaben, Erbsteuern, Lehen, Lehensverträge zu parodiren“*. Die sechs Präliminartitel lauten wie folgt: „1. Es soll kein Friedensschluß für einen solchen gelten, der mit dem geheimen Vorbehalt des Stoffes zu einem künftigen Kriege gemacht worden. 2. Es soll kein für sich bestehender Staat (klein oder groß, Das gilt hier gleichviel) von einem anderen Staate durch Erbung, Tausch, Kauf oder Schenkung erworben werden können. 3. Stehende Heere (miles perpetuus) sollen mit der Zeit ganz aufhören. 4. Es sollen keine Staatsschulden in Beziehung auf äußere Staatshandel gemacht werden. 5. Kein Staat soll sich in die Verfassung und Regierung eines anderen Staates gewaltthätig einmischen. 6. Es soll sich kein Staat im Kriege mit einem anderen solche Feindseligkeiten erlauben, die das wechselseitige Zutrauen im künftigen Frieden unmöglich machen müssen, als da sind: Anstellung der Mordmörder (peronores), Giftmischer (venosici), Brechung der Kapitulation, Anstiftung des Verrathes (perduellio) in dem bekriegten Staat u. s. w.“ Und die drei Definitivartikel lauten: „1. Die bürgerliche Verfassung in jedem Staat soll republi-

lanisch sein. 2. Das Völkerrecht soll auf einen Föderalismus freier Staaten gegründet sein. 3. Das Weltbürgerrecht soll auf Bedingungen der allgemeinen Hospitalität eingeschränkt sein."

Was vor hundert Jahren als „philosophischer Chiliasmus“ bekräftelt und als unrealisierbarer Traum bespöttelt wurde, ist den letzten hundert Jahren vielfach Geschichte geworden. Ein erkledlicher Theil der damals für unerfüllbar gehaltenen Forderungen hat sich in großen Zügen verwirklicht. Daraus darf man die begründete Hoffnung schöpfen, daß auch der übrige realisierbare, aber noch nicht realisirte Rest der kantischen Forderungen in nicht zu ferne Zeit sich erfüllen wird.

Vergleicht man nun den Kerninhalt der kantischen Präliminarartikel mit dem Manifest des Zaren, so ergibt sich eine merkwürdige Uebereinstimmung, wenn nicht der Richtung, so doch der Gesinnung. Der entscheidende Nachdruck fällt hier wie dort auf das Ethos. Kant würde den Schlusssatz des Zaren-Manifestes von der „solidarischen Weihe der Prinzipien des Rechtes und der Gerechtigkeit, auf denen die Sicherheit der Staaten und die Wohlfahrt der Völker beruht“, ohne jeden Vorbehalt unterschrieben haben. Die ethischen und rechtsphilosophischen Postulate Kants sind eben im letzten Jahrhundert vielfach in die öffentliche Sittlichkeit eingegangen, Gemeinplatz geworden.

Die unbedingte Ehrlichkeit der Friedensgesinnung (Artikel 1) ist seither, wenn auch noch nicht in praxi von den Völkern, so doch in thesi von dem über diesen stehenden Völkerrecht rückhaltlos gebilligt und aufgenommen worden. Die offizielle Friedenslüge wird und muß auf die Dauer schwinden, wie die Lügendiplomatie der Richelieu, Talleyrand, Metternich, Beust e tutti quanti mit der diplomatischen Aera Bismarck einer dem öffentlichen Ethos entsprechenderen, offeneren und ehrlicheren Diplomatie gewichen ist. Auch werden heute keine Kulturstaaten „durch Erbung, Tausch, Kauf oder Schenkung“ (Artikel 2) mehr erworben. Erbfolgekriege sind künftig eben so wenig wahrscheinlich, wie daß heute noch „Staaten einander heirathen könnten“. Das sind Ueberbleibsel dynastischer Popfstaaterie, wie sie unter der erbarmungslosen Schere der heutigen Nationalstaaten unfehlbar bis auf den letzten Rest fallen werden. Der gegen die stehenden Heere gerichtete Artikel 3 ist inzwischen gegenstandslos geworden. Kants Grimm richtete sich gegen die damals üblichen Soldheere, weil in ihnen der Mensch zur bloßen Maschine herabsinkt und eben damit seines unveräußerlichen Rechtes der freien Persönlichkeit beraubt wird. Unser heutiges Nationalheer hingegen, das der Forderung des gleichen Rechtes für Alle das Korrelat der gleichen Pflicht Aller auf Verteidigung des Lebens und der nationalen Ehre angliedert, widerspricht dem kantischen Moralbegriff so wenig, daß es vielmehr als kaum abweisbares Postulat aus diesem hervorsieht. Der sittliche Hauch, der über allen Forderungen

Kaiserin Elisabeth.*)

Das Sterbliche der Kaiserin, die nicht rasten konnte, ist hinabgesunken in eine dunkle und kalte Gruft, da der Zwang der geheiligten Gebräuche stärker war als das letzte Wort des unbeugbaren Willens, der, so lange er lebte, sich Freiheit schuf. „Sanft über mein Grab, sacht, Epheu, klettere hin und dehne die grünen Glieder; die Rosen sollen ihre Kelche öffnen auf meinem Grab; mit den schönen Trauben, den schönen Gehängen soll die Rebe es umschlingen.“ Sie hatte die Worte des Grabepigramms vor sich hing gesprochen, voll Ahnung des Endes; sie hatte ihr Grab mit innerem Auge gesehen, überhängend die sagenberühmten Wasser, hinab geneigt zu den Lippen ohne Zahl des Meeres, das nicht altert.

In der augenlosen Grufthöhle löst sich ihr Leib; aber den Dichtern lebt der Leib ihres Traumes immer und wandelt die ionischen Gestade hin, umwandelt Corcyra, den schönen Strand, wo ihre zerschmetterten Hoffnungen und ihre grausamen Leiden zu traumhaften Dingen wurden, „gleichend den Zartheiten der Frühlingswoge“. Der Rhythmus, in dem sich ihre wundervolle Seele bewegte, vermengt sich mit jenen großen Melodien, denen sie lauschte, in Gräsern gebettet oder im Sand, unter den Sternen, hinstarrend auf das Strömen maßloser Ströme, auf das Schwellen und Fallen der ungeheuren Meere als auf ein Ebenbild ihrer Schmerzen.

Es liegt in dem Tode der Elisabeth von Oesterreich eine Vollkommenheit, die sich über sich selbst hinaushebt. Unter der Gewalt dieses unfehlbar gezielten Todesstoßes enthüllte sich unseren Augen plötzlich die geheime Schönheit dieses kaiserlichen Lebens, scharf und funkelnd sprang sein Umriß an den Tag, wie plötzlich und funkelnd die unsterbliche eiserne Statue da steht, wenn wilde Schläge eines befreienden Hammers die Lehmhülle zersplittern. Ich weiß von Herzen, die von trankener Erregung zuckten, als sie gewisse bewundernswürdige Einzelheiten des blutigen Hinscheidens erfuhren und bedachten. Unter so vielen nutzlosen Klagen, unter den Ausbrüchen eines blöden Horns ist des erhabenen Opfers nur eine Geberde nicht ganz unwürdig: die an sich haltende Ergriffenheit der Geister, die mit Kraft und Freiheit hier unter geheimnißvollen Fügungen des Zufalls eine erhabene reine Lebenslinie in furchtbarer Verkürzung enden und ein Menschenbild unter der Berührung des Todes zu unvergänglicher Schönheit und Gewalt erstarrten sehen.

*) Herr Hugo von Hofmannsthal, von dem die Leser der „Zukunft“ schon manche seine Gabe erhielten, hat für diese Zeitschrift die Worte übersezt, die d'Annunzio der Kaiserin von Oesterreich ins Grab nachrief. Der lyrische Schwung des Nachrufes forderte einen Sprachkünstler als Uebersetzer; da er ihn fand, wird der Dymnus auch jetzt noch deutschen Lesern willkommen sein.

„Ein harmonischer Tod zur Stunde, die ihm ziemt . . .“

Waren sie nicht reif, ihr Schmerz und ihr Traum, reif wie die Früchte des September, von denen sie aß, hingelagert auf einsamen Steinen des Ufers, die Augen auf die Schönheit lichtblauer Wasser geheftet? Das Geschick, das mit so ungeheuren Blitzen die Gipfel dieser einsamen Seele erleuchtet hatte, ergriff sie mit den gleichen unwiderstehlichen flammenden Händen, da es die Stunde gekommen sah, sie aus vollem Licht hinwegzuheben und sie dem Gedächtniß der Menschen einzutreiben mit dem einen wuchtigen Schlag des unerhörten Ereignisses.

Es war, als vollzöge sich ein mystisches Gelübde. Hatte sie nicht den plötzlichen, blitzartigen Stoß herabgeseht, den uralten „guten Tod“, den Artemis verlieh, einen unsichtbaren Pfeil in die auserwählte Brust schleudernd? Hatte sie nicht einen plötzlichen Tod „unter der Herrlichkeit des Himmels“ erbeten? Die Poesie ihrer Wünsche wird übertroffen von der funkelnden Verwirklichung, von dem die Seele blendenden Prunk ihrer letzten Augenblicke. „Erfüllung, schönste Himmelstochter“: dieses Wort ist in dem Schweigen ihres vom Blut gerötheten Mundes. Stahl und Blut, die in den Seelen der Sterblichen — das Eine gräbt ein, das Andere durchglüht mit Farbe — die wunderbaren Bilder Deter erschaffen, die nicht vergessen werden sollen, der Stahl und das Blut haben den Umrissen ihrer Gestalt die unerleypliche Erhabenheit eines Kunstwerks verliehen, haben aus der gestaltlos dumpfen Substanz des Lebens ein Wahrzeichen herausgerissen, das vielleicht Keiner gesehen hätte, zwänge nicht Alle Grauen und Mitleid jetzt, hinzustarren.

Alles scheint mir seltsam fern in den Erzählungen. Ist es nicht, als hätten wir Das vor langen Jahren in einem alten Buch gelesen? . . .

„Als ihre Zeit gekommen war, stieg sie die Ufer eines stuhenden Sees hinab, um ein Schiff zu besteigen. Da trat hinter einem Baum der elend geschaffene Slave des Geschickes hervor, der sie töten sollte. Er hatte die Arme und den gebogenen Leib eines Lastträgers, die niedrige Stirn eines Thieres und die flackernden Augen eines Berzückten. Er lief auf sie zu und stieß zweimal nach ihrer Brust, daß sie umfiel.“

Aber sie richtete sich wieder auf und trug ihren Tod dreimal dreißig Schritte weit, wie, einen Wasserkrug tragend, mit erhabenem Schreiten die Königinnen dahingehen, die auf den Flanken uralter Sarkophage gemeißelt sind.

Als sie ihren Fuß auf das Schiff gesetzt hatte, fiel sie hinter sich.

Fremde Frauen lösten die Flechten ihrer kaiserlichen Haare auf, besprengten sie mit Wasser, fanden auf ihrer Brust zwei Tropfen topasfarbenen Blutes und in ihren Augen das starrende Erfassen jenseitiger Dinge.

Einige Männer trugen sie auf einem Segel in das stillste Zimmer einer Herberge und legten sie auf ein Bett, wo sie starb.“

Alle diese Einzelheiten scheinen mir beladen mit Bedeutung und voll

geheimer Ordnung, wie in einem Mythos. Keiner Beachtung werth sind die Umstände des Todes, keiner Beachtung werth der Sklave, der seinen mörderischen Dienst so gut zu thun wußte. Durch den Dunst der Scheinbarkeiten hindurch erkennt das Auge eine wundervolle Gestaltung von Traum und Tod.

Sie stirbt zur panischen Stunde, zur flammenathmenden Stunde, dies Geschöpf, das keinen Schlummer fand, das jeden Morgen vom Rand eines Schiffes oder von den Abhängen eines Vorgebirges herab mit den Worten der Iphigenie grüßte: „Es ist nichts lieblicher, als das Licht zu schauen.“ Sie wird getroffen, da sie noch einmal gegen den Strand zuschreitet, noch einmal hinab zu dem wunderreichen, tröstlichen Wasser, das sie immer zu sich zog mit dem murmelnden Versprechen tieferer Visionen, verstedterer Königreiche. Angefüllt schon mit dem Schweigen der Ewigkeit, die Seele schon geblendet von den Dingen, die durch den zerrissenen Schleier aufleuchten, verfolgt sie ihren Weg; sie tritt an das Ufer, sie steigt zu Schiff, sie setzt ihren Fuß auf das hohe Schiff, kaiserlich; und man lichtet die Anker. *Navigare necesse est, vivere non est necesse.* Unversehens verliert dieses Schiff alle gemeine Wirklichkeit und wird ein Ding erhabener Art; die Furcht, die sein Ziel zieht, scheint unvergänglich, denn Traum und Tod sind das Element, worin sie eingeschnitten wurde.

So, da sie die Wirklichkeit nicht für mehr geachtet hatte als für eine Skavin, vermochte diese Frau sich im Angesicht des Todes mit der unverwelkten Blüthe ihrer Seele zu bekränzen. Und wahrhaft kaiserlich vom Diadem hinab bis zur Ferse steht sie vor uns, ein wundervolles Vorbild von Einsamkeit, Nacht und Freiheit. Im Inneren suchte diese Kaiserin und Königin ihre Kaiserthümer und Königreiche. Nie hat Jemand auf der Welt einen sichereren Beweis gegeben, daß er das Wort Leonards erfaßt und völlig angenommen habe: „Es giebt keine größere Herrlichkeit als über sich selber.“ Dort herrschte sie und Niemand als sie. Der Wunsch erschuf ihr Vaterländer. Die Hast war ihre Trunkenheit. Das Pferd im wildesten Lauf, das Segel, das sich bläht, gaben ihr den Bahn von Flügeln. Der Thau auf den Steppen kannte sie, und der salzige Sand, und das wimmelnde Meer, und die Winde, und der stürzende Regen, und der Adler, und die kaum sichtbaren Fußsteige, und die verlockenden Gefahren. Sie liebte es, zu sehen, wie sich ein Baum, wie sich ein Schiffsbug mit Schaum bedeckte, während ihr Schmerz wüthig wurde wie die Erde und wieder tosend wie das Meer.

Es war das Land der schönumhüllten Kaufikaa, es war das Meer des Odyseus, der neun Jahre zu Felde lag um Helena, die weisheitsreiche, eines Gottes Tochter. Wie der Laertiade hatte diese pilgernde nördliche Frau, „von vielerlei Elend hin- und hergeworfen“, ihre Zuflucht in einer hertelsförmigen

ionischen Bucht gefunden. Ihre Augen, die meist an einem baltischen Strand, gegen eine stumpfe Sonne, Städte von Bernstein anschauten und darin Dinge des Lebens eingewachsen fanden, diese selben Augen entdeckten im glühenden Sand Fußstapfen eines erhabenen Lebens und sahen unter der rhythmischen Welle die noch lebendigen Wurzeln der uralten Fabeln schwimmen. In diesen Augen war die Kraft des Blickes zur Kraft einer ununterbrochenen tiefen Vision geworden. Glaubten sie nicht, in der Dämmerung das hohle Schiff vorübergleiten zu sehen, schneller als ein Sperber, das den Mann trug, dessen Gedanken den Gedanken der Götter gleichen? Und sie erkannten, an einem Abend im Sommer, den Leib der Sappho, bleicher als verbliebenes Gras, ausgelaugt von der Maßlosigkeit des Wünschens, wie er dahintrief im heißen Salz, das um die Lippen des jäh athmenden Meeres schäumte.

Es ziemt sich, daß ein Dichter des lateinischen Stammes das Lob dieser wandernden Kaiserin singe, dieser Halbgöttin des Traumes. Sie wußte sich eine Welt zu schaffen und darin zu leben nach den Kräften ihrer losgebundenen Seele. Es ziemt sich, sie zu verherrlichen. Vielleicht wäre sie in der Vergesslichkeit der Menschen untergesunken, wenn durch die Kraft des Stahles nicht ihr purpurnes Bild mit bedängstiger Pracht aus dem Schatten hervorgesprungen wäre. Es ziemt sich, die Schönheit ihres Antlitzes zu verherrlichen, den Standbildern des geheimnißvollen Hermes verwandt, mit unbeweglichen Zügen unter dem Prunk herbstlichen Glanzes, der ihr geflochtenes Haar belud, und ihre Blässe, wie eine verhaltene Flamme bedrängt vom Schatten des Blutes, das in den großen Lidern ihrer Augen dunkelte, und das Schweigen ihrer scharf gepreßten Lippen, auf denen das Süße von ausgefogenen Früchten die Herbigkeit der Thränen linderte, und ihre Seele, ihre geheimnißreiche Seele, die im Kern jenes Haupt der Meduse trug, womit die Göttin Pallas ihren goldenen Schild wappnete, so daß er unzerleglich war.

Rom.

Gabriele d'Annunzio.



Buddhistische Lieder.*)

Wer einsam west, hat gut gewählt:
 So gilt es Denfern immerdar.
 Vom Dorf in dichten Wald hinein,
 Durch dichten Wald zur Zelle dann,
 Und weit und weiter zieh ich fort
 Nach kurzer Rast, und rede nicht.



*) Herr Dr. Karl Eugen Reumann, der uns im vorigen Jahr die herrlichen „Reden Gotamo Buddha's“ gab, veröffentlicht jetzt die „Lieder der Mönche

O Heil dem Worte, Heil der tapfern That,
 O Heil dem Pilger, der als Bettler schweift!
 Als Jünger dient in Demuth er, bedacht:
 Das ist Asketenschaft von Kummer frei.



Sie wandern durch die Lande hin
 Und leben lässig, ohne Ernst,
 Sind unstet, ungefestigt, feig:
 Was frommt es, Reich um Reiche reisen durch?
 So laßt uns meiden arge Müß',
 Alleinig üben Schauung licht.



Die Höhle hallt von Donnerschlägen wider,
 Die Bergeshäupter lodern blizumzack:
 Im Höhlenbusen süßer sinnt ein Heiliger,
 Des Meisters ohne Gleichen Sohnesebild.



Was manche Monde, manches Jahr
 Der Jünger wohl gehütet hat in sich,
 Das Meisterwort, er legt es dar
 Dem Volke, heiter sitzend hochgesinnt.



Wer selber sieht, sieht Andre sehn,
 Und Andre nicht sehn sieht er auch:
 Wer selber nicht sieht, siehet nicht
 Ob Andre nicht sehn, Andre sehn.



Ich hab den Greis gesehn und siechen, franken Mann,
 Gesehn den Toten, ohne Odem, abgelebt,
 Bin darum fort vom Haus als Bettler zogen hin,
 Verschmerzend, was als Wunsch und Wähnen schmeichelt.



und Nonnen Gotamo Buddhos". Diese fragmentarischen Lieder, die bisher noch nie in irgend eine fremde Sprache übersetzt wurden, gewähren einen Blick in die älteste buddhistische Poesie, wie sie im ersten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung im östlichen und mittleren Indien blühte. Neumanns Uebersetzung giebt den Originaltext mit philologischer Treue, aber auch mit künstlerischer Feinheit wieder. Aus dem ungewöhnlich interessanten Werk, das in ein paar Wochen bei Ernst Hofmann & Co. in Berlin erscheinen wird, werden hier, mit Erlaubniß des Verfassers und des Verlegers, schon heute einzelne Bruchstücke veröffentlicht.

Vor Ungebeugten sei gebeugt
 Und vor Gebeugten ungebeugt,
 Verweise gern, wo Keiner weist,
 Wo Alles jubelt, juble nicht.



Einft stürmte jubelnd dieses wilde Herz dahin,
 Wohin sein Wille, seine Lust, sein Glück es trieb:
 Von heut' an werd ich tapfer halten Dich zurück,
 Gleichwie der Vändiger den Elephanten zwingt.



Gar wohligh schlummern Weise schlächt,
 Gelöst von Weis und Weiberlist,*)
 Von Weibern, immer ungewiß,
 Von Weibern, ach, so falsch und fein.
 Um Tod verbunden, Liebe, Dir,
 Ist endlich aller Zoll gezahlt:
 Wir wandern heute, wandern heim,
 Dahin, wo Harm und Leid erlischt.



Ich kenne Leute, gläubig, vielerfahren:
 „Vergänglich“, klagen die, „sind alle Güter!“
 Und Schmutz ergeht sie gierig, Goldgeschmeide,
 An Weibern, Kindern ist ihr Herz gehangen.
 Ach, Diesen mag sich Wahrheit nicht erweisen:
 Und nennen gleich die Güter sie vergänglich,
 Die Hier, die können sie nicht fassen, fällen,
 Gefesselt fest an Weis und Kind und Kammer.



Wer hat ein Herz wie Felsen fest,
 Beständig, unverrückbar stark,
 Von keinen Reizen angereizt,
 Von keiner Regung aufgeregt:

*) Ueber die Weiber im Allgemeinen handelt Anguttaranikāyo, Pañca-kanipāto Nr. 229 und Nr. 230. Sie sind, wie schwarze Schlangen, unrein, übelriechend, gefährlich, verderblich, verrätherisch, sind zornig, heimtückisch, giftig vor Bier, doppelzüngig, untreu. Ib., Atthakanipāto Nr. 17 werden die acht Arten der Fesseln genannt, womit sie den Mann binden: mit ihrer Gestalt, mit ihrem Lächeln, mit ihrer Stimme, mit ihrem Gesang, mit ihren Thränen, mit ihrer Anmuth, mit ihrer Zuneigung, mit ihrer Berührung.

Wer solches Herz besonnen hegt,
Woher denn litt' er Leiden je?

Ich hab ein Herz wie Felsen fest,
Beständig, unverrückbar stark,
Von keinen Reizen angereizt,
Von keiner Regung aufgereg't:
Besonnen heg' ich solches Herz,
Woher denn litt' ich Leiden je!



„Es ist zu kühl“, „Es ist zu schwül“,
„Es ist zu spät“, so schwaht man gern:
Und weil der Mensch nun müßig steht,
Entfliehn die Stunden flugs hinweg.

Dem gleich die Kälte gilt und Gluth,
Als leichte Last, wie Grasshalm groß:
In Männerthaten echt geübt,
Vermißt er, tüchtig, keine Gunst.

Die Priesterschnalle, Priesterschnur,
Geweihte Binsen, welken Bast:
Bom Busen reiß' ich Binde, Band,
Will rüstig wirken waches Werk.



Wer da verschiebt auf morgen hin,
Was heute schon zu Thaten mahnt:
Von hohem Heile stürzt er ab
Und rasche Reue stachelt ihn.

Das Werk nur soll gepriesen sein.
Was nicht gewirkt ist, preise nicht:
Wer ohne Ursach redet, rühmt,
Den Weisen wird es offenbar.

Wie lieblich dünkt Erlöschung doch,
Wohin der wache Herr uns weist,
Wo keine Sorge, Sünde fehrt,
Wo alles Elend untergeht.



Durch fünfundfünfzig Jahre hin
Beschmiert' ich schmutzig mit die Haut,
Die Fasten übt' ich Mond um Mond,
Riß aus das Haar mir, aus den Bart.

Auf Einem Fuße stand ich, starr,
 Entfagte Siz und Lagerstatt,
 Nü trocknen Dreck, der Kühe Koth,
 Ein Mittagmahl, ich nahm's nicht an.
 Und also übt' ich üble Zucht,
 In eitel Elend arg verzerrt —:
 Da brach der Strom die Drefche durch
 Und trieb mich hin zum wachen Herrn!
 Gerettet fieh mich rafien heut',
 O fieh, wie wohl die Wahrheit wirkt:
 Drei Wiffenfchaften find gefchafft,
 Erfüllt ift, was der Herr befiehlt.



Mit Gold umgürtet, reich umreift,
 Inmitten ihrer Mägde Schaar,
 Zu Hüften haltend unfer Kind,*)
 So kam zu mir die Gattin mein.
 Und als die Mutter näher kam
 Mit meinem Kinde, kannt' ich fie,
 In feidnen Schleiern, goldnem Schmuck,
 Wie fchlau der Tod die Schlinge legt:
 Und gründlich ward ich aufgemifcht,
 Ergriffen innig im Gemüth,
 Daß Elend fah ich offenbar,
 Den Unrath ragen rings umher.
 Und alle Feffeln fielen ab —
 O fieh, wie wohl die Wahrheit wirkt —:
 Daß Wiffen ging mir dreifach auf,
 Daß Meifterwort, es war erfüllt.



- Gar schön belleidet, schön beputzt,
 Bekränzt mit Blumen, reich gefchmückt,
 Die Füße roßig aufgefärbt,
 Pantoffelklappernd kam fie her,
 Die Dirne, warf die Sockeln ab
 Und kniet' im Staube vor mich hin

*) Die indifche Frau hält ihr Kind im Arme, indem fie es, frei beweglich, rittlings gegen die Hüfte ftemmt.

Und sanft und süß entbot sie Gruß
 Und pries mich dann und sprach alsbald:
 „So jung hast Du der Welt entsagt,
 O weile, komm' in meinen Dienst!
 Genieße froh des Lebens Lust,
 Ich lass' Dir freudig Geld und Gut.
 „Die Wahrheit will ich weisen recht,
 Ein Licht Dir zünden leuchtend an:
 Wenn einst das Alter Beide beugt,
 Als Stütze nur den Stab uns läßt,
 Dann wollen Beide pilgern wir,
 Das Spiel gewinnen doppelt so!**)“
 Da sah ich sie, die flehend bat,
 Die Duhlerin, zu Füßen mir,
 Gar schön bekleidet, schön beputzt —
 Wie schlau der Tod die Schlinge legt —:
 Und gründlich ward ich aufgemischt,
 Ergriffen innig im Gemüth,
 Das Elend sah ich offenbar,
 Den Unrath ragen rings umher.
 Und alle Fesseln fielen ab —
 O sieh', wie wohl die Wahrheit wirkt —:
 Das Wissen ging mir dreifach auf
 Das Meisterwort, es war erfüllt.



Von meiner Klause stieg hinab
 Zur Stadt ich um das Bettelmahl;
 An einer Hütte stand ich still,
 Vor der ein Aussatzkranker aß.
 Von seiner Hand, halb abgefault,
 Ließ geben ich den Bissen mir:
 Und während er den Bissen warf,
 Fiel auch ein Finger mit hinzu.
 An einer Mauer hielt ich Raß,
 Nahm ein den Bissen, aß ihn auf;

*) Das Spiel doppelt gewinnen, wörtlich: auf beiden Seiten den (höchsten) Würfel mit vier Augen werfen, stellt die beiden Enden dar, das gemeine und das heilige Ziel —: Lust und Erlösung.

Und bei dem Schmaus und nach dem Schmaus
Kam nirgend mich ein Stel an.

Als Nahrung alter Speise Rest,
Urin von Rindern als Arznei,
Als Bett der Bäume Wurzelwerk,
Den fahlen Feszenrod als Kleid:
Wer Das vermocht hat über sich,
Ist Bürger in der ganzen Welt.



Bei jedem Tritte, jedem Trachten trüftig,
Im ernstest Weiterbringen unverdrossen,
Mit sich in Frieden, selber froh gefestigt,
Alleingenußsam hier: Den heißen Mönch sie.

Ein Mönch soll nicht gesättigt sein
Mit Speis' und Trank nach derbem Raß:
Mit leichtem Leibe soll er ziehn,
Gebührlisch betteln lerge Kost.

Vier Bissen nehm' er oder fünf
Als Mahl ein, trinke Wasser dann:
Genug zur eignen Ebbung ist
Für einen Mönch, der muthig kämpft.

Gewänder arm und abgenüßt,
Zur Rothdurst dienlich, leg' er an:
Genug zur eignen Ebbung ist
Für einen Mönch, der muthig kämpft.

Wer sinnend sitzt, verschränkten Beins,
Und Regen nezt ihm nicht das Knie:
Genug zur eignen Ebbung ist
Für einen Mönch, der muthig kämpft.

Wer Freude hat als Leid erkannt
Und Leid als spitze Lanzenspein,
Der bleibt von Beiden unbewegt,
Was immer auch geschehen mag.

Daß nur kein Böser nah mir sei,
Kein Feigling, kein verzagter Mann,
Kein roher, kein gemeiner Mensch,
Was immer auch geschehen mag.

Der vielerfahrne, weise Mönch,
 Der treu getrost in Tugend weilt,
 Des eignen Herzens Heilung sucht:
 Der mag zu Scheitel stehen mir.

Wer sich der Sonderheit ergiebt,
 Ein Mensch, den Sondersein erregt,
 Der hat das höchste, sichere Heil,
 Die Wahnzerlöschung, bald verwirkt.

Wer aber alle Sonderheit
 Verleugnet hat, geeinigt ist,
 Der hat das höchste, sichere Heil,
 Die Wahnzerlöschung, bald erwirkt.

Seid nah dem Dorfe, nah dem Wald,
 Die Stätte, wo ein Heilger weilt,
 Ist ein entzückend schöner Ort.

Entzückend ist der Waldesgrund,
 Wo sich die Menge nicht erregt.
 Ergeben gierlos Heilige sich:
 Sie jagen nicht den Lüsten nach.

Als Schatzverkünder gelte Dir
 Ein Mann, der weiß, was trefflich ist,
 Der Denker, der das Wort erwägt,
 Als Weiser sei er hochgeschätzt:
 Verehrung eines solchen Mannes
 Führt Uebel nicht, führt Wohl Dir zu.

Er lehre recht, er lehre hell
 Und halte rein die Ordenszucht:
 Als Freund ist er den Guten werth,
 Nur Schlechte sehn den Feind in ihm.

Wien.

Karl Eugen Neumann.



Selbstanzeigen.

Jean Jacques Rousseaus Sozialphilosophie. Leipzig, Verlag von Veit & Co.

Wenige sind es, die heutzutage Jean Jacques Rousseaus sozialphilosophische Arbeiten gelesen haben, groß ist die Schar Derer, die ihn mit leidenschaftlichem Eifer kritisieren, ganz unzählbar aber sind die Männer, die auf dem Ratgeber, im Parlament, in der Literatur und Presse, ohne es zu ahnen, Gedanken dieses Mannes verfechten. Kant ausgenommen, ist vielleicht keinem Denker so häufig wie Rousseau das Mißgeschick begegnet, daß die Kritiker in ihrem Kampf gegen Windmühlen unbewußt die ureigensten Gedanken des Autors selbst zum Besten gaben. Dazu haben freilich beide Philosophen durch ihre eigenthümliche Terminologie mit beigetragen. Hätte Kant die unübersteigliche Schranke unserer Erkenntniß, das Absolute, nicht unter Verachtung des allgemeinen Sprachgebrauches „Ding an sich“ getauft, womit man sonst das Geipenst des naiven Realismus bezeichnete, hätte Rousseau nicht, in alter Pietät gegenüber dem Lieblingsterminus des Naturrechtes, Das, was er als Bedingung einer rechtsverbindlichen sozialen Verfassung logisch abgeleitet hatte, in der Formel eines Gesellschaftsvertrages zusammengefaßt, so würden heute nicht mehr Tausende von Gebildeten das Märchen nachsprechen, Kant habe an die „Existenz“ von Dingen an sich „geglaubt“ und Rousseau habe gemeint, unsere Altvordern hätten in grauer Urzeit einst Gesellschaftsverträge abgeschlossen. Um solcherlei schwere Mißverständnisse zu vermeiden, galt es, mit der landläufigen Methode zu brechen, die besonders die Anhänger der historischen Schule in ihrer meist wenig bescheidenen Kritik des Naturrechtes nicht zu Gunsten einer exakten Geschichte der Philosophie verwandten. Zur Vergleichung von Gedanken gehören klare und scharf geprägte Begriffe. Darum habe ich, um auf Grund des gesammelten, zum Theil bisher in der Literatur überhaupt noch nicht berücksichtigten Quellenmaterials eine klare Darstellung der rechtsphilosophischen Gedankenwelt Rousseaus geben zu können, moderne Begriffe zur Erläuterung nicht verschmäht. Nur so konnte ich zum Beispiel das Verhältniß von Rousseaus Sozialphilosophie und Politik zum früheren Naturrecht, zum Sozialismus und Anarchismus klarstellen. Exakte Geschichte der Philosophie ohne eindringendste systematische Schulung ist eben ein Urding. Es läßt sich nicht feststellen, ob Rousseau ein Revolutionär, ein Naturrechtler, ein Individualist oder ein Staatsabsolutist war, wenn man zuläßt, daß die fundamentalsten rechtsphilosophischen Begriffe zu schillernden, unklaren Schlagwörtern der Tagespolitik werden. Die Manche vielleicht unerhördet scheinende Methode hat mich dann auf Grund einer eingehenden Verarbeitung sämtlicher einschlägiger Schriften, die der Pädagogik und Politik eingeschlossen, zu der Ueberzeugung geführt, daß der echte Sozialphilosoph Rousseau ein Anderer ist als jener unhistorische Stürmer und Dränger der Alltagsmeinung. Sehe ich recht, so hat, um Einiges herauszugreifen, Rousseau in dem contrat social gerade nicht ein historisches Faktum, sondern einen Maßstab der Rechtsgiltigkeit sozialer Verfassung gesehen, ist Rousseau kein Anarchist, sondern ein Vertreter des Rechts-

zwanges, aber auch ganz mit Unrecht der Liebling des vulgären Liberalismus, denn er ist Staatssozialist, auch kein kosmopolitischer Manchestermann, sondern der eifrigste Vertreter nationaler Staatserziehung, kein vulgärer Demokrat, sondern als Urheber der Scheidung zwischen *volonté générale* und *volonté de tous* der feinste Kritiker einer rohen Majoritätsherrschaft. Man wird begreifen, daß, wenn ich in meiner Kritik zu einer Verurtheilung des roussseauischen Systems gelangt bin, ich andere Wege einschlagen mußte, als es bisher zu solchem Zweck üblich war. Nicht die Kenntniß der Urzeit, nicht historisches Einzelwissen, sondern nur eine erkenntnißkritische Befinnung auf die fundamentale Problemstellung der positiven Jurisprudenz auf der einen, der Politik auf der anderen Seite vermag dem kühnen System dieses Philosophen auch kritisch gerecht zu werden.

Raffel.

Dr. jur. Franz Daymann.



Die uralte Weisheit. Von Annie Besant. Aus dem Englischen übertragen von Ludwig Deinhard. Leipzig Th. Griebens Verlag (L. Fernau).

Der geistvollste deutsche Humorist des vorigen Jahrhunderts, Chr. W. Vichtenberg, schrieb einmal: „Wenn es ein Werk von zehn Folianten gäbe, worin von nicht allzu großen Kapiteln jedes etwas Neues, zumal von der spekulativen Art, enthielte und wovon jedes Etwas zu denken gäbe und immer neue Aufschlüsse und Erweiterungen darböte: so, glaube ich, könnte ich nach einem solchen Werke auf den Knien von Göttingen nach Hamburg rutschen, wenn ich überzeugt wäre, daß mir nachher Gesundheit und Leben genug übrig bliebe, es mit Russe durchzulesen.“ Ein Buch, wie es Vichtenberg vorgeschwebt haben dürfte, als er diese kühnen Worte schrieb, ist nun das hier angezeigte neueste und reife Werk von Annie Besant, der in allen Welttheilen durch ihre öffentlichen Vorträge bekannt gewordenen Vertreterin der esoterischen Weltanschauung. Die Mysterienschulen der alten Kulturvölker, der Indier, Ägypter, Griechen u. s. w., bilden ein Räthsel, das jedem Gebildeten unserer Tage bei seiner Lecture schon häufig begegnet ist, bei dem er sich aber gestehen muß, daß ihm darüber, was in diesen Schulen eigentlich gelehrt worden sein mag, im Grunde jegliche Vorstellung fehlt. Er tröstet sich aber dann wohl rasch wieder bei dem Gedanken, daß unsere heutige Naturwissenschaft mit ihren auf so hoher Stufe stehenden Forschungsmitteln ja doch sicherlich der Natur viel tiefere Geheimnisse abgerungen hat, als sie einem Buddha, einem Moses oder einem Pythagoras bekannt gewesen sein können. Er weiß vielleicht auch, daß Plato von dem Vorhandensein einer uralten Geheimlehre redete, von einer esoterischen Weisheit zum Unterschied von dem exoterischen Wissen, das nur der sinnlichen Wahrnehmung entstammt und darum Jedem zugänglich ist. Er wird aber trotzdem geneigt sein, jene angebliche esoterische Weisheit der Alten für ein kühnes Phantasiegebilde ohne jeglichen Werth zu erklären. Das ist aber eben der große Irrthum, in dem sich die meisten Gebildeten fortwährend bewegen. Wie die uralte Weisheit beschaffen ist, möge der Leser aus dem Buche von Annie Besant selbst entnehmen.

München.

Ludwig Deinhard.



Striele. Ein lustiges Theaterbuch. Band 1 und 2. Verlag von Max Simson, Charlottenburg.

Es schien mir ein interessanter Versuch, dem lustigen Bühnenleben ein eigenes Organ zu schaffen. Mein Rath war eben so gering wie mein Vertrauen auf die Kauflust des deutschen Publikums und ganz zaghaft wagte ich mich mit meinem neuen Unternehmen in die Oeffentlichkeit. Unsere Humoristen von Ruf lud ich zur Mitarbeit ein und vor einem Vierteljahr konnte ich den ersten Band einer humoristischen Theaterzeitschrift, als Probe gewissermaßen, erscheinen lassen. Mir wurden von vielen Seiten freundliche Worte gesagt, ja, ich erlebte sogar greifbare Erfolge meines Bemühens: das Publikum kaufte meinen „Striele“ und versicherte mich durch Zuschriften seiner Sympathie für das Buch. Ich schien also wirklich dem bekannten „dringenden Bedürfniß“ abgeholfen zu haben. Keck wagte ich mehr. Ich suchte durch den Buchhandel Abonnenten und fand sie. Freilich darf ich in dieser Beziehung noch keine Vergleiche mit den Herren Rosse und Scherl ziehen, aber ich habe das frohe Bewußtsein, mein „Striele“ Theaterbuch, das „unverwundlichste“ Werklein, auf einer gesunden, geschäftlichen Basis gebracht zu haben. Eine ganze Schaar von humoristischen Schriftstellern wußte ich zu gewinnen, die mir gern Unterstützung versprachen. Eine Reihe von Jahren gehörte ich selbst der Bühne an; ich habe das heitere Theaterleben in allen Variationen kennen und lieben gelernt und glaube, zu wissen, wie weit das Interesse des Publikums für die Bretter geht, die leider nicht mehr immer die Welt bedeuten. Ob mein „Striele“ auch „literarisch“ ist? Ich hoffe, wer Sinn für Humor hat, wird auf seine Rechnung kommen. Das ist gewiß eine kühne Hoffnung, aber ich will versuchen, sie zu verwirklichen. Keiner Clique oder „Richtung“ werde ich dienen, sondern unbelämmert um Freund und Feind Alles bringen, was das Theater in geistvoller Form glossirt, parodirt und persiflirt.

Charlottenburg.

Max Simson.



Fürst Bismarck und Fritz Reuter. Bismarck, Hinstorffsche Hofbuchhandlung.

Im Vorwort zu meinem Buch sage ich: „Bismarcks Angehörigkeit und Treue zum niederländischen Stamme, seine vollständige Beherrschung der plattdeutschen Sprache, seine Vorliebe für sie, seine Werthschätzung des hervorragendsten Volksdichters im heimischen Dialekt, sowie dessen Verehrung und Begeisterung für den gewaltigen Staatsmann, der auch für das Volk ein Herz hatte: Dies bildet die Grundlage meines Gedenkbuches, das mancherlei gegenseitige Beziehungen und briefliche Aeußerungen zum ersten Male mittheilt.“ Ich darf hier wohl hinzufügen, daß es vorwiegend heitere und immer charakteristische kleine Züge sind, die beide volksthümliche Männer, die auch in den schwierigsten und ernstesten Lebenslagen nie den Humor verloren, nah zusammen uns vorführt. Da Fürst Bismarck das Manuscript selbst gelesen und gebilligt hat, wird, so hoffe ich, meine Gedenkschrift im deutschen Volk freundliche und freudige Aufnahme finden.

Karl Theodor Gaedert.



Die Toteninsel.

An Arnold Voecklin zum einundsiebzigsten Geburtstag.

Was ist der Tod. Der Tod ist stilles Gleiten
Durch blaue Fluth auf leicht bewegtem Kahn.
Geheimnißvoll in menschenfernen Weiten
Die Felseninsel ist das Ziel der Bahn.

Das ist der Tod. Hier wird die Welt vergessen
Im tiefsten Meer, untrauscht vom reinsten Lied.
Erhabnen Hauchs begrüßen die Cypressen
Den Kommenden, der von der Schwere schied.

Das ist der Tod. So hast Du ihn bezwungen,
Von grauem Spuk uns künstlerisch befreit
Und hast Dir selbst die Zauberkraft errungen,
Die allen Tod zerbricht: Unsterblichkeit.

Freiburg i. B.

Eduard von der Hellen.



Oktoberstimmung.

Selten haben die deutschen Börsenbesucher sich so ernsthaft als Rationalökonomien aufgespielt wie in den letzten Wochen. Eigentlich ging sie selbst die Geldknappheit gar nichts an; zwar hatten die Diskonteuere keine Lust, unter den obwaltenden Verhältnissen auf drei Monate hinaus zu disponiren, um so reichlicher boten die selben Quellen aber tägliches Geld. Das wurde besonders an dem Mittag sichtbar, wo ein ganz überraschend ungünstiger Reichsbankausweis bekannt wurde und dann sofort tägliches Geld um $\frac{1}{2}$ Prozent billiger zu haben war. Merkwürdig gingen diesmal die Meinungen darüber auseinander, ob der offizielle Satz erhöht werde oder unverändert bleibe. Diese Verwirrung war außerhalb Berlins noch stärker, weil die von dort abgeforderten Depeschen, wie immer, den Schein der Infirmirtheit trugen und, auch wie immer, wenn es sich um diesen Gegenstand handelt, Falsches prophezeiten. Es war ja unsinnig, zu glauben, daß starke Rückflüsse noch ein Auskommen mit einem Zinsfuß von vier Prozent ermöglichen könnten; so starke Rückflüsse mußten in diesem Jahr nach den veröffentlichten Ziffern von Wechseln und Lombard ganz ausgeschlossen erscheinen. Wir haben es eben jetzt mit der Methode Koch zu thun, nicht mehr mit der Methode

Deshalb. Der frühere Bankpräsident liebte es, rasch einzugreifen, war aber vorsichtig genug, sich mit Erhöhungen oder Herabsetzungen von einem halben Prozent zu begnügen. Herr Dr. Koch ist ein Freund von ganzen Prozenten und wartet deshalb mit den Heraus- und Herabsetzungen gern etwas länger. Die Zeiten haben sich aber auch geändert und man sollte mit der Kritik nicht allzu schnell bei der Hand sein; die Reichsbankpolitik scheint dem fern Stehenden leicht unpopulär. Herr Koch hat gewiß nur mit der Erhöhung auf fünf Prozent gedögert, weil er annehmen mußte, der Privatsatz werde nicht so rasch nachkommen, und weil dann sehr viele Diskontenure am offenen Markt schon bei $4\frac{1}{2}$ Prozent eifrig Wechsel kaufen würden. Gerade diese befürchtete Folge würde natürlich dem Laien als eine Wohlthat erscheinen; er würde sich freuen, endlich einmal unser Geld aus seinen Verstecken hervortreiben zu sehen. Nun hat aber die Reichsbank eine andere Aufgabe als die, gegenüber dem Privatkapital den Vogelfänger zu spielen. Sie muß vor Allem darauf sehen, daß ihren Kassen die langen Wechsel nicht entgehen, da sie sonst ja die Herrschaft über den Zinsfuß und damit auch über ihre Goldbestände verlore. Deshalb dürfen auch die anderen Notenbanken ihren Zinsfuß selbständig erhöhen, aber keineswegs ungefragt erniedrigen. Wieder ein Entrüstungsgrund mehr für den Laien, der nur sieht, wie Berlin den Instituten in München und Dresden die Geldverbilligung verbietet. Uebrigens geschieht es sehr selten, daß, wie jetzt, die bayerische und sächsische Notenbank ihren Satz vor der Reichsbank erhöhen. Einzelne berliner Kommission- und Spekulationsbanken hatten seit dem letzten Quartal Sachsen und Bayern liebevoll an ihr Herz geschlossen; und solchen baaren Ansprüchen sind Notenbanken mit einem kleinen Kontingent nicht leicht gewachsen.

Das Zögern des Herrn Koch wurde erst erklärt, als der Moneymarket der Daily News das Ueberwuchern von deutschen Trassirungen auf London eingehend schilderte. Danach scheinen besonders die Banken, die an der Themse Filialen oder Kommanditirungen haben, sehr große Trassirungen vorzunehmen. Da der offene Markt dort, wo man mit $2\frac{3}{8}$ Prozent diskontirt, für solche Dreimonatpapiere schließlich nicht mehr zu erwärmen war, kam natürlich die Bank von England an die Reihe. Diese Bank hat für fremde Institute durchaus nichts übrig; aber ich halte es für undenkbar, daß sie auf die Dauer unsere Wechsel abweisen kann. Die Aktienkapitalien und Reserven unserer Großbanken sind weltbekannt, jeder englische Kaufmann weiß, daß diese ersten deutschen Kreditgeber jetzt nicht etwa in Spekulationen, sondern in guten Industrie-Unternehmungen engagirt sind; es ist also sicherlich kein Grund zum Mißtrauen vorhanden. Ohne die Bank von England dürften wir aber wohl auf die Dauer kaum auskommen, denn bis ins Unendliche läßt sich doch das Schreiben von Cheq. London nicht fortsetzen, mit dem man vorläufig den Berlinern freilich zu $4\frac{1}{2}$ Prozent aushilft. Uebrigens war Geld bisher in Berlin und Frankfurt reichlich vorhanden. Nach der Diskonterhöhung werden zunächst deutsche Fonds zurückgehen, denn rechnende Kapitalisten machen sich dann kässig, um Wechsel hinlegen zu können.

Der stillere Börsenverkehr hatte mit all diesen Dingen wenig zu thun; doch war man um allerlei — oft recht thörichte — Vorwände nicht verlegen. So wurden die Figer eines Tages beweglich, weil es hieß, die Vereinigten Staaten wollten in China Land erwerben; dabei ist die ganze Auftheilung Chinas durch

die Palastrevolution und die Beseitigung des Kaisers wieder in Frage gestellt. Auch Kohlenstrikes werden zwar nicht von den Arbeitern, aber von den Baissiers in Aussicht genommen. Nun aber naht der Winter, wo alle von der Hand in den Mund lebenden Leute mit solchen Kunstpausen vorsichtig zu sein pflegen.

Einige Sorge scheint unserer Hochfinanz die Kaiserreise nach Kleinasien zu machen. Da politische Bedenken wegen dieser Fahrt sogar in der Kreuzzeitung geäußert wurden, hat selbst die Meldung von der Abreise des Herrn Dr. Siemens nach Konstantinopel nicht mehr recht froh zu stimmen vermocht. Besonders wollte man, allerdings an der Börse, von Spannungen mit dem Zaren so Manches gehört haben. Portugiesen wurden gebrüskt, weil es angeblich mit der Delagoabai nichts sei. Die Engländer müssen dort unten nächstens die Verwaltung übernehmen; dann muß es sich zeigen, ob man in London übertrieben oder in Lissabon gelogen hat. Die Portugiesen scheinen sich auf das Wort „Vertrag“ zu steifen, weil sie weislich den ganzen Handel durch Notenaustausch zu Stande gebracht haben und sich eben so weise auch hüteten, darin von einer Abtretung zu reden. Hindernis könnten übrigens noch die Cortes dazwischentreten, die eine ähnliche Vorlage schon einmal ablehnten; die Briten sind natürlich ihres Parlamentes ganz sicher.

Die Politik Amerikas wegen der Philippinen wird besonders in unseren Handelskreisen mit Spannung verfolgt; aber auch unsere Kapitalisten sind dabei interessiert. Der Präsident scheint für die Annexion zu sein, weil er mit der Strömung schwimmt. Man darf nicht immer noch Spekulanten als den eigentlichen Motoren suchen. Die Union hat eine Bevölkerung, die eine höhere Lebenshaltung als ihr Recht fordert; und ihre bedeutendsten Verbrauchsartikel, wie Kaffee, Zucker und Tabak, sind noch wie vor zu theuer. Sie braucht neue Produktionsgebiete, um die Preise zu verbilligen; und wenn man stets den Widerstand Karls Schurz gegen Eroberungen ansührt, so wird der Einfluß dieses Mannes gewaltig überschätzt. Einzelne Leute möchten die Erwerbung der Philippinen mit der Uebernahme der kubanischen Staatsschuld kombiniren. Sie berechnen diese Schuld auf 800 Millionen Dollars, die dann die Union sofort in dreiprozentige United States Bonds (d. h. so gut wie in Gold) konvertiren könnte. Das ergäbe eine Verminderung auf 400 Millionen und würde bei 3 Prozent einen jährlichen Zinsdienst von nur 12 Millionen Dollars ausmachen. Damit wären die Philippinen gewiß nicht zu theuer bezahlt. Aber diese Leute vergessen, daß man den Spaniern nicht Etwas abkaufen kann, das sie gar nicht mehr besitzen, daß dagegen das wirkliche Hinderniß in der Faltung der philippinischen Bevölkerung liegt, die bei der Frage, ob sie amerikanisch werden will, doch ein Wort mitzusprechen hätte. Jedenfalls wird für uns der kubanische Tabak bald vertheuert werden, da man in Washington hohe Ausfuhrzölle plant. Ueber angeblich bessere Aussichten der Silbermänner werden jetzt oft falsche Nachrichten verbreitet. Welcher Währung man auch anhängt: sicher ist, daß noch selten die amerikanische Silberpartei weniger Terrain für sich hatte als gerade jetzt. Sie ist sogar in zwei Theile zerfallen: der Osten will den heutigen Zustand beibehalten, der Westen und Süden verfißt sein altes Programm auf gleiche Bewerthung von Silber und Gold. Charakteristisch ist das Verhalten Newadas, des Hauptstüzes der Silberproduktion: goldfreundlich, aber keineswegs aus Uneigennützigkeit, denn dort wird auch sehr viel Gold gefördert. Der Irrthum scheint in der Annahme zu liegen, daß, weil die Silbermänner meist

der demokratischen Partei angehören, nun diese Partei selbst die Renaissance des weißen Metalles zum wichtigsten Programmpunkt erhoben hätte. Es wird sich vielleicht aber zeigen, daß viele Demokraten im Osten die republikanische Plattform annehmen, nur um solcher Mißdeutung zu entgehen.

Die new-yorker Meldung von der angeblich bevorstehenden Eröffnung einer neuen Linie des Norddeutschen Lloyd zwischen den Pacifischen und Ostasien könnte darauf hindeuten, daß die Pacifischenbahnen für eigene Dampferlinien keine Regierungssubvention zu erwarten haben. Das wird aber das Zustandekommen der geplanten Unternehmungen kaum hindern, wie die vielen Schiffsankäufe der Pacifischenbahnen in England beweisen. Thatsächlich sind ja auch hierzu die Syndikate bereits gebildet. Die bevorstehende Ernennung des Mr. Hill von der Great Northern Co. zum Präsidenten der Baltimore- und Ohio-Bahn hat natürlich im Sinn der ferneren Stehenden den Glauben an eine Vereinigung beider Gesellschaften erregt. Doch figurirt hier nur der Privatmann Mr. Hill, der persönlich aufgedehnte Ländereien längs der Baltimore- und Ohio-Bahn besitzt und sein Interesse jetzt durch Massenkäufe in Common Shares betätigt hat. Die in der Reorganisation begriffene Bahn — im Ganzen sinds nur 2046 Meilen — arbeitet zu theuer; sie gilt wegen ihrer Wagen als die schönste Linie der Welt, aber natürlich war die Anlage auch entsprechend kostspielig, denn die Bahn geht durch theures Land, von dem einzelne Meilen mit 150000 Dollars bezahlt werden mußten. Der Betrieb verschlingt 72 Prozent der Einnahmen; die Administratorkunst des Herrn Hill wird, so hofft man, das Verhältniß auf 50 Prozent herabbringen. Was die Kosttrennung der Denver-Golf-Bahn von der Union-Pacific betrifft, so meinen Unterrichtete, daß die Linie von ihrer bisherigen Herrin schon wieder genommen werden wird; nur wartet man noch darauf, daß die Denverbahn ihre Ausschreibung von 10 Dollars per Aktie vorher einliefert; die Union-Pacific, heißt es, müsse diese Linie wegen des Texasverkehrs behalten.

Der Zuckerandal in Kuffig soll erledigt sein, seit die brave Pfandbewahrerin, die Oesterreichische Nordwestschiffahrt-Gesellschaft, sich zu einer Abmachung mit der Hamburger Kommerzbank bequemt hat. Die Klage war in Dresden eingereicht worden; ein Urtheil auf eine Millionenentschädigung wäre auch in Oesterreich vollstreckbar gewesen, da jetzt in dieser Beziehung zwischen beiden Reichen Reziprozität herrscht. Immerhin war es sicherer, in Deutschland zu klagen, obgleich ja noch aus den Jahren vor 1866 die Oesterreicher das selbe Aktiengesetz haben wie wir, allerdings ohne unsere Novellen von 1874 und 1885. Die scharfen Artikel, die in wiener Blättern gegen die Oesterreichische Nordwestschiffahrt-Gesellschaft erschienen, waren wohl von Direktoren inspirirt, denen etwas schmal zu Sinn werden mochte, als ein so angesehenes Ausschicht in Danumbrechen seinen Generaldirektor als eine ganz unbeträchtliche Persönlichkeit hinstellte. Meist machen ja einzelne Direktoren Alles; nur da, wo sie Deckung suchen, pflegen sie eingehend mit dem Ausschicht zu verhandeln. Deshalb ist auch die Empfehlung, der Verwaltungsrath möge die Geschäftsbücher einsehen, nur von relativem Werth, da es stets viele Separatkonten und andere Konten giebt. Herr von Miquel soll einmal erzählt haben, daß er bei der Diskontogesellschaft eigentlich nie dazu gekommen sei, die Bücher einzusehen oder gar durchzuprüfen. Pluto.



Notizbuch.

Im Fejer der „Zukunft“ hat mir den folgenden Brief geschrieben:

Verehrter Herr Garten,

seit ich die von Ihnen herausgegebene Wochenschrift lese, verfolge ich mit dem lebhaftesten Interesse Ihre Bemühungen, den Byzantinismus, der besonders seit Bismarck's Sturz sich so breit machen durfte, zu bekämpfen. Viele seiner Auswüchse haben Sie der wohlverdienten Verurtheilung preisgegeben. Einen greifbaren Erfolg vermögen Sie leider nicht zu verzeichnen. Immer mehr sehen wir den Byzantinismus ins Kraut schießen. Nicht selten stieß man zwar in der letzten Zeit auf die Ansicht, er hätte bereits seinen Höhepunkt erreicht und es sei deshalb zu hoffen, daß das deutsche Volk — und vor Allem die deutsche Presse — sich endlich einmal auf sich selbst besinnen und wieder Symptome von Selbstachtung erkennen lassen werde, der eine im Besitz einer Verfassung befindliche Nation sich nicht begeben darf, wenn sie nicht der Befürchtung Raum gewähren will, daß sie ihrer politischen Rechte nicht mehr würdig ist. Wer aber so denkt, wird eines Besseren belehrt werden, wenn er die vor einigen Tagen von der Redaktion eines in Berlin erscheinenden Blattes der Ultrakonservativen an das christlich gesinnte Deutschland gerichtete Aufforderung liest, im täglichen Morgengebet der Jerusalemfahrer und ihres Werkes zu gedenken. Ziehe doch das Liebste und Theuerste, was Deutschland habe, hinaus nach Jerusalem. Das Blatt vertritt nicht nur die Auffassungen der orthodox evangelischen Richtung; oft glaubt Mancher, in ihm auch das Organ des evangelischen Kirchenelementes in Preußen erblicken zu können. Als uns vor wenigen Monaten der unerbittliche Tod den Begründer des Deutschen Reiches entriß, hüllte es sich gegenüber dem im Volke sich regenden Wunsch nach einer kirchlichen Gedächtnißfeier für den entschlafenen Helden in auffälliges Schweigen. Um so charakteristischer ist nun die vor der Reise nach Palästina an die Gläubigen gerichtete Aufforderung. Ueber die Zwecke, die mit der Reise erreicht werden sollen, zerbricht sich schon lange die politische Welt den Kopf. Russen und Franzosen wittern dahinter Machenschaften, die ihre Interessen im Orient bedrohen. Katholische Kreise wollen in ihr eine protestantische Demonstration sehen. Die dritte Gesart geht dahin — und sie ist wohl in Deutschland am Meisten verbreitet —, daß Wissensdrang und Freude am Reisen die stärksten Triebfedern für die Fahrt waren. Sollte sie doch einen Besuch in Konstantinopel und einen längeren Aufenthalt in Egypten in sich schließen, die beide nach offizieller und offiziöser Versicherung mit der Politik nichts zu thun haben. Und so sehr wir auch berechtigt sind, der officiösen Presse zu mißtrauen, so dürfte sie doch in diesem Falle die Wahrheit bekundet haben. Denn um der Türkei zu beweisen, daß wir auch fernher auf die Freundschaft mit ihr Werth legen, bedarf es doch wahrlich nicht des persönlichen Erscheinens des Kaiserpaars am Goldenen Horn. Wie meist, dürfte auch hier das Richtige in der Mitte liegen. Bei der Reise verbindet sich das Nützliche mit dem Angenehmen. Warum auch nicht? Damit wird nur ein Grundsatz befolgt, der Gütigkeit für Große und Kleine hat. Es fragt sich aber, ob es dem wahrhaft christlichen Empfinden entspricht, das Gelingen eines solchen Vorhabens zum Gegenstand einer besonderen täglichen Fürbitte zu machen. Daß wir auch unseres Herrschers bei unseren Auseinandersetzungen mit Gott zu gedenken und dem Kaiser zu geben haben, was

des Kaisers ist, ist aus dem an den Sonntagen gesprochenen allgemeinen Kirchengebet ersichtlich. Es erscheint auch dem Staatsbürger selbstverständlich, der von seiner eigenen politischen Würde stärker durchdrungen ist, als es sonst in einem monarchischen Staatswesen üblich sein möchte. In dem Kirchengebet handelt es sich aber um die dem Monarchen zufallenden schweren Berufspflichten, deren Erfüllung dem ganzen Vaterlande zum Segen gereichen soll. Wie das Gebet der christlich gesinnten Staatsbürger den Unternehmungen des Herrschers Rechnung zu tragen hat, in denen auch der nur zu begründete Wunsch nach Erholung und Zerstreuung zum Ausdruck gelangt: Das zu entscheiden, ist Sache des einzelnen Gemüthes. Schon der leiseste Wunsch, von außen hierauf einzuwirken, muß als eine Taktlosigkeit gebrandmarkt werden. Wenn uns nun aber empfohlen wird, die Reise nach Palästina mit unseren Gebeten zu begleiten, so sollten sie darin gipfeln, daß die von vielen treuen Vaterlandsfreunden an die Reise geknüpften Bedenken sich als unberechtigt erweisen möchten. Kaiser Wilhelm verläßt auf viele Wochen Deutschland zu einer Zeit, wo mannichfacher Zündstoff in der Luft liegt. Der Umstand, daß die noch auf Kreta vertretenen Großmächte auf Betreiben Rußlands an die Türkei ein Ultimatum gestellt haben, dessen Frist an dem Tage des Eintreffens unseres Herrscherpaares in Konstantinopel ablaufen soll, und die vom Zaren für die Reise von Vivabia nach Kopenhagen unter ängstlicher Vermeidung deutschen Gebietes jetzt gewählte Route zeigen so unzweideutig die Erkaltung der sogenannten Freundschaft zwischen Deutschland und Rußland, daß der Chauvinismus in Paris nicht zögern wird, sie für seine Zwecke weidlich auszunützen. Die Dreyfus-Komödie oder -Tragödie ist noch nicht zu Ende gespielt und die abermalige Entfremdung zwischen Deutschland und Rußland ist kaum noch zu leugnen. Nun hat der Kaiser, wie es heißt, mit Rücksicht auf die politische Lage, den Besuch Egyptens aufgegeben, um früher, als anfangs geplant war, zurückzukehren. Der aufrichtige Patriot wird einem solchen Entschluß nur aus vollem Herzen beistimmen können. Aber selbst eine Abkürzung der Reise schließt das Wagniß, das mit ihr verbunden ist, noch nicht aus. Wollen die Deutschen daher in ihren Gebeten auch der Fahrt nach Palästina gedenken, so mögen sie von einer gütigen und gnädigen Vorsehung erbitten, daß das Wagniß gelingen und das Deutsche Reich bis zur Rückkehr des Kaisers vor ersten Zwischenfällen bewahrt bleiben möge. Nirgends würde ein solcher Gegenstand christlicher Fürbitte Anstoß erregen, während der vom Byzantinismus eingegebene Vorschlag des ultrakonservativen Blattes bei manchem aufrechten Deutschen Widerspruch wecken möchte. In Verehrung grüßt Sie Ihr ergebener W. von Roden.

Der fromme Herr hat leider Recht. Sogar in den Ministerien seufzen die Beamten schon: „Wenn nur diese Reise vorüber wäre!“ Herr von Bülow, Preußens Gesandter beim Vatikan, ist abberufen worden, weil der Papst Frankreichs Anspruch auf das Protektorat über die orientalischen Christen mit Weisenergie unterstützt. Die Fahrt nach Egypten — nicht um einen „Abstecker“ handelte es sich, sondern um eine für vier Wochen geplante Reise — hat der Kaiser aufgegeben, vielleicht, um weder die Briten noch die franko-russischen Freunde zu ärgern. Bleibend ist in der Erscheinungen Fluht nur die Freundschaft mit dem Sultan, der wahrscheinlich an dem Tage, wo sein hoher Protektor ins alte Byzanz einzieht, dem Drängen des kretischen Vierbundes nachgeben muß. Wir wollen hoffen, daß der Kaiser mit seiner Frau gesund heimkehrt und daß die politisch höchst bedenkliche Sache besser endet, als sie begonnen hat.

Das Vermächtniß.

Herr Hugo Losatti stürzt beim Spazirenreiten im Prater vom Pferd und wird sterbend ins Haus seiner Eltern geschleppt. Gehirnerschütterung oder so etwas Aehnliches. Furchtbarer Schreck in der Familie des liberalen Reichsrathsabgeordneten und Professors Losatti. Aber man sieht ja nichts, keine Wunde; also wirds wohl so schlimm nicht sein. Nur Hugo selbst weiß, daß er sterben muß, und möchte, ehe das Bewußtsein ganz verlischt, eine lastende Sorge sich von der Seele wälzen. Er hat ein Kind, einen Knaben. Ganz nah bei den Eltern wohnen sie, hoch, nach dem Hof hinaus, Mutter und Sohn. Das Verhältniß hat nun manches Jahr schon in stillem Frieden bestanden. Ein gutes, süßes wiener Mädel, uneigennützig und treu, ganz weiche Sinnenfreude und anschniegsame Hingebung. Sie war früher Arbeiterin, lernte den Hausherrnsohn vielleicht in Rußdorf oder beim fischen Strauß kennen und lebt seitdem nur für ihn, bescheiden und seelenvergnügt, von seinem reichlichen Taschengelde. Der Mutter beichtet er; seine Toni muß mit dem Franzl ins Haus, muß hier ihre Heimath finden; die Schutzlosen dürfen nicht allein stehen, sonst kann er nicht ruhig sterben. Die bethuliche Dame hat sich schon gedacht, daß ihr Hugo irgendwo was Liebes eingemisset hat; deshalb ist er auch noch nicht der Cousine Agnes verlobt, die ihn bachfischig anschwärmt und deren Mutter noch unter dem ergrauenden Scheitel für den hübschen Neffen erglüht. Ein Kind... unangenehme Komplikation. Aber Mama ist gerührt, ist am letzten Bett des Lieblings schmerzlich bewegt und verspricht Alles. Auch der Papa entdeckt nach einigem Zögern und Zanken sein liberales Mannesherz und wird dem Borurtheil der Gesellschaft trogen. Toni und Franzl sollen ihr Leben lang gehalten werden, als wären sie Fleisch und Blut vom Familienleib der Losattis. Sie werden herbeigeholt; und der Kleine wimmert am Leichnam des Vaters aus blassen Lippen: „Papa!“ Toni ist gutmüthig und still, Franzl ist schwach, verzärtelt, scheu, aber niedlich. Hugos Vermächtniß wird der Familie heilig bleiben... Aber da ist so ein ekliger Hausarzt. Früher, in den alten Theaterstücken, die der ganzmoderne Sinn so sehr verachtet, hätte er Schabig, Argheim oder Duckdich geheißten; jetzt heißt er Dr. Ferdinand Schmidt. Denn wir sind Realisten. Dieser Doktor meint, die unverehelichte Wittwe Toni Weber taue nicht in ein ehrbares Bürgerhaus, nicht neben einen halbwüchsig-jungen Jungen und ein schlankes Jüngferchen das nächstens Frau Dr. Franziska Schmidt heißen soll; Franzl: ja, allenfalls, er ist „Hugos Blut“, aber die trau-scheinlose Mutter: nein. Da ist ferner Agnesens Mama. Früher hätte sie Frau Wahrmond oder Ohnesalsch geheißten; jetzt heißt sie Frau Emma Winter. Denn wir sind über Kogebue und Jffland längst hinaus. Diese Frau Winter muß dem edlen Grafen Trast verwandt sein; sie liebt es, wie er, mit schönen Reden über Gemeinpläge zu schlendern und gute Lehren zu geben, die das Publikum

gern hört und niemals befolgt. Toni, meint sie, müsse, trotz ihrer Illegitimität und ihrem Kinde, von den Losattis zärtlich gehegt und gepflegt werden; diese Pflicht sei ein hehres Vermächtniß und entspräche außerdem den Geboten höchster und reinsten Sittlichkeit. Zwischen Herrn Schmidt und Frau Winter kommt es erst zum Geplänkel, dann zum offenen Redekrieg. Sie spizen ihre Ansichten nicht zu allgemeingiltigen Sentenzen im Dumasstil, denn wir sind Realisten und lächeln aus steiler Höhe stolz auf Thesenstücke herab, aber sie behandeln mit papierner Dialektik den einzelnen Fall doch als typischen Vorgang. Für Frau Winter — aus Lona Hessel vom Grafen Traut, würde es auf Rennprogrammen heißen — sind Frau und Fräulein Losatti; für den von Rosmers Schwager, dem Rektor Kroll, abstammenden Doktor ist Herr Professor Losatti, Ibsens im milden Nachbereich der Neuen Freien Presse akklimatisirter Normalmann vom Helmerstamm. Ein Zufall fördert den Sieg der Männermoral über Weibersentimentalität. Der kleine Franz Weber folgt seinem Vater sink ins Grab. Was soll man nun noch mit Toni? Ein fremdes, lästiges Element. Der Doktor wird ihr sagen, sie solle ihre sieben Sachen packen; natürlich bekommt sie ein ordentliches Stück Geld. Wenn der Stein des Anstoßes weggeräumt ist, werden Diebers wieder mit Losattis verkehren und der liberale Beschder des Grafen Thun wird wieder ein Haus machen können. Aber Toni will nicht, kann nicht allein sein; ein kurzer Mond hat ihr den Liebsten und das Kind geraubt: nun erbebt sie vor der kalten Einsamkeit, bebt, wie Galottis heiße Tochter, auch ein Bißchen vor der Gefahr, in die ein neues Gefühl leicht ihre jungen Sinne locken könnte. Ein Freund Hugos hat sich von ihr zurückgezogen, um sie nicht ins Gerede zu bringen. Frau Winter kann ihr das Wittwenhaus nicht als Ruhstatt öffnen, weil Fräulein Agnes dem Plan widerspricht. Der Armen winkt kein Heim, keine Hoffnung auf wärmende Menschengemeinschaft. Sie geht ins Wasser. Und nun wird schnell noch der Doktor bestraft. Fräulein Losatti wird nicht Frau Dr. Schmidt heißen: sie peitscht den Bräutigam mit harten Worten zur Thür hinaus und spricht unter Schluchzen zur gebeugten Mutter, man müsse „gut sein“, dann gebe es keine unüberwindliche Schwierigkeit. In der Novelle Raupassants, wo Musottes uneheliches Kind, als ein Vermächtniß der Toten — heißt die Novelle nicht auch L'héritage? —, ins Bürgerhaus aufgenommen wird, lautet die Schlussmoral: qu'il n'y a pas de situation inextricable pour les très-bons coeurs.

Was ich hier erzählt habe, ist der Inhalt des Schauspieles „Das Vermächtniß“, das von dem wiener Dichter der „Liebesei“, Herrn Arthur Schnitzler, verfaßt und im Deutschen Theater aufgeführt worden ist. Während des ersten Aktes waren die Hörer zunächst gespannt, dann zu Thränen gerührt. Die Effekte sind klug gesteigert, die Sterbestübenslast stimmt zur Wehmuth; und ein hübsches, an der Leiche des Liebsten, der in ihrem Schoß neues Leben schuf, mit dem verkümmerten, mageren Kind knieendes Mädchen: ça ne rate jamais, sagt Savoy, der seit

vierzig Jahren solches Schauspiel sehr häufig sah. Ich fragte mich ärgerlich, warum ich denn nicht auch ergriffen sei, und fand die Antwort: Ich kenne Herrn Hugo Lofatti nicht, weiß gar nichts von ihm; daß er vom Pferd gestürzt ist und stirbt, ist schlimm für ihn und traurig für seine Familie; auf der Straße oder in der Sanitätswache würde der Anblick meine Nerven quälen, auch auf der Bühne vielleicht, wenn der alte Sterbeapparat der Romantik aufgeboten wäre; aber der behäbige Herr Rittner, der Realist, zeigt ja ganz deutlich, daß er nicht stirbt, das Sterben nur spielt: wozu sich also erregen? Auch Fräulein Weber kenne ich nicht. So stellt sich nicht nur keine tragische Stimmung, stellt sich nicht einmal menschliche Theilnahme ein. Drüben in der Loge aber betupft eine Dame im schwarzen Perlenkleid, Haldeinsatz von weißem Tüll, Federboa, große Brillanten in den Ohren und auf dem Hut, mit dem Tuch die dunkel umrandeten Augen: also muß die Sache doch wohl recht traurig sein. . . . In der Pause forschten neugierige Leute, was nun kommen möge. Unter vielen Möglichkeiten durfte man zwei Lösungen des Konfliktes ersehen. Toni konnte sich im Hause der Lofattis unheimlich fühlen und freiwillig scheiden, — vielleicht, weil ihr zugemuthet wurde, sich von ihrem Kinde zu trennen. Denn das Kind, nicht das Mädchen, dessen Anwesenheit durch eine Nothlüge leicht erklärt werden kann, ist für die bourgeoisen Eltern einer unverheiratheten Tochter eine Last: das „natürliche“ Kind verscheucht die früheren vornehmen Freunde des Hauses. Herr Schnitzler ist anderer Meinung; er glaubt, nur das Kind sei zwischen der wienerischen Bajadere und der Bourgeoisfamilie das fest knüpfende Band. Einerlei: Toni selbst mußte sehen, daß in dieser kalten, fremden, korrekten Welt ihres Bleibens nicht sei, und so den Aufathmenden die Erfüllung des Vermächtnisses unmöglich machen. Viel feiner, eines klugen Dichters Mühen besser lohnend schien mir aber die zweite Lösung. Vater und Mutter versprechen in ihrem Schmerz an Hugos Totenbett das Unerfüllbare. Aber Hugo stirbt nicht, Hugo wird durch ein Wunder, wie es die Natur manchmal wirkt, gerettet. Was wird nun geschehen? Die legitime und die illegitime Familie haben einander kennen gelernt, Herr und Frau Lofatti haben Fräulein Weber liebevoll umarmt, Franziska Lofatti hat sie Schwester genannt und der kleine Franzl ist wie ein rechtes Enkelchen von Großmama, Großpapa und Tante verzärtelt worden. Wo führt aus dieser Wirrnis ein Weg? Heirathen kann der Dr. juris Lofatti seine Toni nicht, an Heirathen hat er auch nie gedacht; wie aber löst er sie nun, da sie doch einmal die Weihe bürgerlicher Anerkennung empfangen hat, wieder aus dem Dunskreis der Professorenfamilie, wie schlängelt sich von der Trauererührung in die Alltagsinteressen ein schmaler Pfad? Ich wäre dem Dichter gern in solche Tragikomödie großbourgeoiser Wohlansständigkeit gefolgt; doch schon im ersten Akt lehrte mich leider manches Symptom, daß Herr Schnitzler diese enge Straße nicht wandeln würde. Er bleibt bei den Zufällen, den faits divers der Reporter. Im zweiten Akt stirbt das Kind, im dritten die Mutter. Alles geht glatt auf, wie ein kühl erfonnenes Rechen-

exempel. Die beiden Welten prallen nicht auf einander, suchen, betasten, scheiden sich nicht, sondern Herr Schmidt und Frau Winter entwickeln ihre Theorien und ein zufällig eintretendes Scharlachfieber, ein Keuchhusten oder ein Diphtherieanfall sichert dem Doktor den Sieg. Die Perlenbame drüben betupft ihre Augen nicht mehr; sie muftert die Toiletten und den Schmuck der Nachbarinnen und sieht gelangweilt aus. Daß Toni Weber bei den Losattis nicht heimisch werden, daß in ihrer Mitte der Armen kein Glück blühen kann, war schon um acht Uhr klar; daß ihr Kind um neun stirbt und sie zu schwach ist, um allein mit dem harten Leben den Kampf zu wagen, hat mit dem tiefsten Thema des Dramas eben so wenig zu thun wie das nett pointirte Gerede der Frau Winter und des Herrn Schmidt.

Dieses Thema war bei den Romantikern, besonders den französischen, sehr beliebt. Alexandre Dumas schrieb 1867 in die Vorrede zur Kameliendame: *Toute fille vient au monde vierge. Pour faire cesser cet état de virginité, il faut l'intervention de l'homme. Une fois cette virginité détruite autrement que par le mariage, le déshonneur commence pour elle et la prostitution se présente.* Seit Ranons und Marions Tagen war es Mode geworden, mit dem Martyrbilde des liebend gefallenen Mädchens die bürgerliche Gesellschaft zu ärgern. Zuerst wählten Stürmer die Ausgestoßenen, die Dirne und den Verbrecher, zu Helden. Dann ließen ruhigere Leute den Verbrecher d'Ennery und seinen verben Genossen und zeigten in der Glorie die reine Maid, die ohne Ring am Finger dem Trauten was zu Liebe thut, und Dumas, der nazarenische Bastard des père prodigue, nahm sich mit Apostelbegeisterung der armen Helden an. Dem Spul machte Augier, der Bamberger des Dramas, für eine Weile ein Ende; er war der Mann seiner großbourgeoisnen Zeit und verkündete, man könne an solchen Mädchen, so angenehm sie für den männlichen Jüngling seien, nicht ewig kleben, auch nicht beständig vor ihrem bekränzten Bilde knien, und die bürgerliche Korrektheit habe ganz Recht, wenn sie diese unvorsichtigen Schäfchen von der Schwelle weise, denn draußen dürfe man sich zwar austoben, aber „das Haus müsse rein bleiben.“ Jetzt kehren, als echte revenants, die romantischen Gespenster zurück. Wir haben die gräßliche Nagda und manche andere geschminzte Schöne gehabt und sollen nun Toni Weber lieben, ohne sie zu kennen, nur, weil wir wissen, daß sie „aus Liebe“ gegen die Sitte gesündigt hat. Ich weiß: Herr Schnitzler wollte eigentlich nur, wie seit den Wahlverwandtschaften so viele Dichter, die Unvereinbarkeit zweier Welten zeigen; dazu brauchte er das „gefallene Mädchen“ nicht, brauchte er nur das ins reiche Haus verschlagene Kleinbürgerkind. Aber die Gespenster der Romantik umspukten ihn; und wenn man ein romantisches Trauerspiel mit der Technik des Realismus pußt, entsteht ein Melodram, — eine unlogische Tragoedie, nach Archers kluger Erklärung. In Herrn Schnitzler lebt ein feines Gestaltertalent; eine persönliche Weltanschauung kann er erst an dem Tage bekennen, wo er sich von dem Vermächtniß der Romantik befreit haben wird. W. G.